Zur

Profan-Architektur.

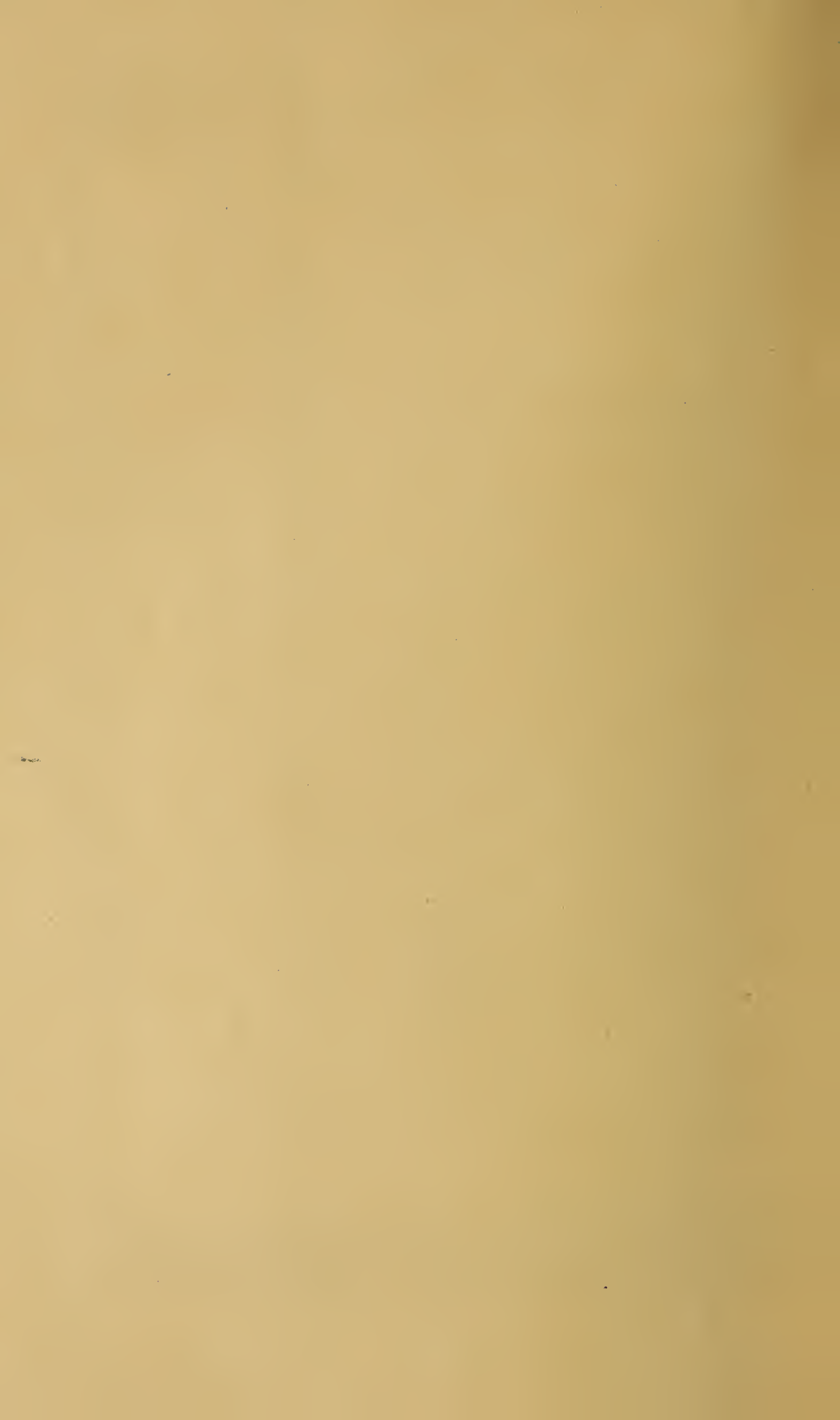
Mit besonderer Berücksichtigung
der Erweiterung der Stadt Köln.

Von

Dr. August Reichensperger.



Druck und Verlag von J. P. Bachem.
Köln 1886.



Zur Profan-Architektur.

Mit besonderer Berücksichtigung

der Erweiterung der Stadt Köln.

Zur Profan-Architektur.

Mit besonderer Berücksichtigung der Erweiterung der Stadt Köln.

Von

Dr. August Reichensperger.



Druck und Verlag von J. P. Bachem.
Köln 1886.


J.P.BACHEM
BUCHDRUCKEREI
KÖLN
50276

I.

Seit längerer Zeit schon macht sich weithin eine auffallende Zunahme der Bauthätigkeit bemerklich. Insbesondere sieht man die Orte, an welchen Eisenbahnen vorbeiziehen, sich nach den Bahnhöfen hin recken; in einzelnen Fällen geben auch wohl Entfestigungen oder Befestigungs-Erweiterungen den betreffenden Orten Anlaß, sich nach allen Richtungen hin auszudehnen. Abgesehen von solchen besondern Veranlassungen erklärt sich jene Erscheinung auch durch das in mancher Beziehung beklagenswerthe stetige Steigen des Zuzuges der ländlichen Bevölkerung in die größern Städte. Den für das Bauwesen und was damit im Zusammenhang steht, sich Interessirenden drängt sich die Frage nach der künstlerischen und der technischen Bedeutung besagter Bewegung auf, — in ersterer Hinsicht namentlich, welche Stylrichtung als tonangebend hervortritt. Eine zuverlässige Beantwortung dieser Frage ist natürlich eine nichts weniger als leichte Aufgabe; nur durch das Zusammenwirken Mehrerer kann sie wenigstens annähernd gegeben werden. Gegenwärtige Schrift soll dazu einen Beitrag liefern und zugleich den Weg bezeichnen, welcher meines Erachtens zum Rechten hinführt.

Daß ich zu den folgenden Erörterungen namentlich die zahlreichen Kölner Neubauten als Ausgangs- und Stützpunkte auserseheu habe, findet zunächst seine Erklärung in dem besondern Interesse, welches ich in mehr als einer Beziehung für Köln hege; dieselben erscheinen mir aber auch, an sich betrachtet, als zu gedachtem Zwecke vorzugsweise geeignet. Das Gebiet der kirchlichen Architektur lasse

ich um so mehr bei Seite liegen, als auf demselben eine bestimmte Stylrichtung, die der Gothik zugewendete, nach langem Hin- und Herschwanken entschieden die Oberhand gewonnen hat. Es bekundet dies nicht bloß die große Mehrzahl der neuen katholischen Gotteshäuser, auch die den andern christlichen Confessionen dienenden schlagen mehr und mehr jene Richtung ein; diese sowohl wie jene freilich keineswegs immer von durchaus Kundigen, mit dem Benöthigten Ausgestatteten geleitet. Gar Mancher wird da nach wie vor durch Fallen das Gehen zu lernen haben. Nur mitunter macht noch dem gothischen Style der romanische oder, was man, sobald nur eben Rundbogen zur Verwendung kommen, so zu nennen beliebt, den Rang streitig; auf die Dauer aber gewiß nur dort mit Erfolg, wo es an Kennern des erstern fehlt, oder an Solchen, die ihn wahrhaft bemeistern, was allerdings nichts weniger als leicht ist.

Wenn die Befürworter der romanischen Bauweise auf unbestreitbar sehr schätzenswerthe Erzeugnisse derselben hinweisen, so erhalten sie ihre Abfertigung durch die zahlreichen Schöpfer von solchen, welche, sobald die Gothik hervortrat, derselben thatsächlich ihre Huldigung darbrachten. Haben dies doch selbst jene großen Meister gethan, welche die in romanischem Style begonnenen Dome zu Straßburg, Freiburg, Wien u. s. w. dem gothischen möglichst anpaßten und in demselben weiter führten, obgleich damit nicht geringe Mißstände und Schwierigkeiten verbunden waren.

Daß der gothische Styl in technischer Hinsicht auf einer höhern Entwickelungsstufe steht als der romanische, ergibt sich schon daraus auf's klarste, daß, während letzterer nur über den Rundbogen verfügt, der gothische nicht bloß den Spitzbogen, sondern Bogen aller Art, vom lanzettförmigen an bis zum scheidrechten hin, je nach Bedarf, verwendet. Welch einen vortheilhaften Einfluß solche Beweglichkeit nach allen Richtungen hin in Bezug auf den Formenreichthum und zugleich auf den Kostenpunkt übt, braucht im Allgemeinen, wenigstens unbefangen mit einiger Sachkenntniß Urtheilenden nicht erst klar gemacht zu werden.

Keinem einzigen der so zahlreichen Meister, welche im Laufe von Jahrhunderten einander folgten, ist es auch in irgend einem Lande eingefallen, zum romanischen Style zurückzukehren. Wenn heutzutage für Kirchengebäude sogar die Rückkehr zur Renaissance empfohlen wird (warum denn nicht auch zu deren Erzeugniß, dem Zopf-

styl?), so sind die betreffenden Stimmen einstweilen noch so vereinzelt, daß hier von einer Polemik gegen dieselbe um so mehr Abstand genommen werden kann, als sich im Verfolge ergeben wird, was meines Erachtens von der Renaissance überhaupt zu halten und zu erwarten ist. Hier sei nur noch auf den Ausspruch von G. Jacob (Die Kunst im Dienste der Kirche, S. 88) verwiesen: Die Renaissance war eben keine christliche, und wenn auch von Italien, so doch nicht vom Geiste der Kirche ausgegangen; sie war ein offener Bruch mit der christlichen Bautradition."

Wenden wir uns nach diesen beiläufigen Bemerkungen unserm eigentlichen Thema, und zwar zunächst dem in Folge der Erweiterung Köln's bereits Geschaffenen zu, so glaube ich vor Allem das Ueberwiegen des Familienhauses über das Mieth- oder Zinshaus hervorheben zu sollen. Jedenfalls macht sich da immer noch, wie von jeher in der Altstadt Köln, ein entschiedener Gegensatz zu dem in unsern continentalen Großstädten, namentlich in Berlin und in Wien, durchherrschenden Bebauungssystem bemerklich, wenngleich eine durchaus feste Abgrenzung zwischen diesen beiden Systemen, hierorts wenigstens, nicht obwaltet. Es handelt sich um eine Materie von tiefgreifender Bedeutung nach den verschiedensten Richtungen hin; meines Erachtens bildet die Wohnungsfrage einen wesentlichen, viel zu wenig beachteten Bestandtheil der weltbewegenden sogenannten socialen Frage.

Der feste häusliche Heerd galt schon den Griechen und den Römern als ein Symbol des Familienlebens. In höherm Maße noch war dies bei unsern germanischen Altvordern der Fall, nachdem sie überhaupt seßhaft geworden waren. Alle während des Mittelalters im christlichen Abendlande entstandenen Städte verdanken ihren Reiz der künstlerischen Ausbildung sei es des adeligen, sei es des bürgerlichen Familienhauses. Die Hausmarke vertrat bei letzterm die Stelle des Wappens; durch irgend ein christliches Emblem, durch einen frommen Spruch oder durch ein Standbild legten beide gewissermaßen für ihre Bewohner ein Glaubensbekenntniß ab. Bis auf den heutigen Tag noch hat sich das Gefühl für die hohe Bedeutung des Familienhauses in einem großen Theile Deutschlands, in Holland und in England allgemein im Leben erhalten; bei allen Britten wie im alten Sachsenlande ist immer noch der Heerd Mittelpunkt des Hauswesens, erscheint der Rauchfang als eine äußere

Zierde der Wohnungen. Im Hinblick auf die immer bedrohlicher sich gestaltende, sogar schon das weibliche Geschlecht, die „höhern Töchter" erfassende Tendenz der Staatsregierungen, dem elterlichen Erziehungsrechte Abbruch zu thun, dasselbe in ihre Kreise zu ziehen, erscheint es doppelt geboten, nach Möglichkeit auf die Lebendighaltung des Familiengefühls dort Bedacht zu nehmen, wohin der Arm des Staates sich noch nicht erstreckt, nicht schon die Wohngebäude zu einer Art von Casernen sich gestalten zu lassen. Das Familienhaus und die gute häusliche Sitte, bis zur Heilighaltung des ehelichen Verhältnisses hin, bedingen sich in gewissem, nicht zu unterschätzendem Maße gegenseitig; jede Abschweifung, jede Verflüchtigung des Familienbewußtseins im Volke gibt einen Anstoß zu innerm Verfalle desselben.

Möchten die immer weiter centralisirenden Träger der Staatsgewalt dies nicht zu spät gewahren! Insbesondere gereicht es auch nicht wenig zur Belebung des echten Bürgerstolzes, wenn das Familienhaupt, wie es noch durchweg in England der Fall ist, sein Haus seine Burg nennen kann. Auf die Gefahr hin, der Uebertreibung geziehen zu werden, nehme ich keinen Anstand, die schlichten, unscheinbaren, nur einer Familie dienenden Dreifensterhäuser als eben so viele Schutzwehren des Unabhängigkeitssinnes zu bezeichnen.

Leider kann man sich nicht verhehlen, daß die herrschende Strömung der vorstehend bezeichneten Richtung entgegenläuft, daß namentlich der von Berlin her wehende Wind gar Manche bereits in diese Strömung getrieben hat. Die Annehmlichkeiten des Lebens in einem das ganze Haushaltungswesen befassenden Stockwerk eines für eine größere Zahl von Familien hergerichteten Miethhauses werden von dessen Verfechtern derartig in's Licht gestellt, daß das anspruchslose Familienhaus so zu sagen im Schatten verschwindet. Eine auch nur annähernd erschöpfende Erörterung des Für und Wider wird um so weniger von mir beabsichtigt, als dadurch ein schlechthin unwidersprechliches Ergebniß nicht zu gewinnen sein dürfte.

Wie das zuvor betreffs des Familienhauses Gesagte schon darthut, handelt es sich hier zum Theil um Momente höherer Ordnung, zu deren Bemessung der gewöhnliche Nützlichkeitsmaßstab nicht ausreicht, da ungleichartige Werthe sich nicht parallelisiren lassen. Hinsichtlich des Miethhauses haben überdies gar vielerlei dem Wechsel

unterworfene Umstände und Verhältnisse persönlicher und localer Art in Betracht zu kommen, je nach deren Gestaltung dasselbe sich mehr oder weniger empfehlen, ja sogar mitunter geradezu den Vorzug verdienen mag; nur im Allgemeinen, in der Regel gebührt meiner Ueberzeugung nach der Vorzug demselben nicht und ist nach Möglichkeit auf dessen Fernbleiben hinzuwirken. An Erfahrungen fehlt es nicht, welche dieser meiner Ueberzeugung zur Seite stehen.

Ueber die in Wien gesammelten berichtet eine 1860 dort aus Anlaß der Erweiterung dieser Stadt von H. Ferstel und R. von Eitelberger veröffentlichte Schrift: „Das bürgerliche Wohnhaus und das Wiener Zinshaus", worin die doch sicherlich für competent zu erachtenden Verfasser auf das entschiedenste gegen letzteres sich aussprechen, indem sie zugleich durch Wort und Bild klar stellen, in welcher Art vorzugehen ist, um dasselbe, wenn auch nur allmälig, durch das Familienhaus zu verdrängen, letzterm die Zukunft zu sichern. Ein größeres Maß von Existenzberechtigung und schonender Rücksicht, als die Wiener Miethhäuser — nach der in vorstehend bezeichneter Schrift enthaltenen Charakterisirung derselben zu urtheilen — können die Berliner keineswegs beanspruchen. Es gilt dies nicht bloß von Berlin's ältern Straßen mit ihren kahlen, gleichförmigen, nur durch Fenster- und Thüröffnungen belebten, tödtliche Langweile ausathmenden Façaden, mit ihren schmutzigen Höfen und dunkeln Treppen, mit ihren abscheulichen Leibstuhl-Einrichtungen; es gilt auch von den straßenwärts mit Cementzierwerk aller Art prunkenden Bauwerken neuern und selbst neuesten Datums, und zwar von diesen insofern in noch verstärktem Maße, als ihre weit bedeutendere Höhe, in Verbindung mit ihren derselben entsprechenden Hinterbauten, überhaupt ihrem gewaltigen Umfange, dem Sonnenlichte noch weniger Zugang gestatten als jene Schöpfungen früherer, mit weniger Capital und Unternehmungsdrang vorgehenden Generationen. Zum Zwecke möglichster Ausnutzung der Baustelle und Steigerung der Rente werden da vermiethbare Räume in möglichst großer Zahl, welcher Beschaffenheit immer, hergerichtet.

Zunächst treten uns die sogenannten Kellerwohnungen entgegen, welche niemals ein frischer Luftzug durchwehen kann, während sie sich den Ausdünstungen und dem Staub der direct an ihre Fenster stoßenden Straßen zunächst ausgesetzt finden. Gar mancherlei mitunter nichts weniger als reinliches Handwerk, sehr häufig Gemüse-,

Victualien- und sonstiger Kleinhandel wird in diesen unterirdischen Räumen betrieben; noch häufiger vielleicht fungiren sie als Kneipen, deren Besucher es bei Bier und Branntwein an Tabaksqualm natürlich nicht fehlen lassen. In Miethhäusern höherer Ordnung dient ein Theil der alsdann stets auf den Hausflur mündenden Kellerräume dem Portier nebst seiner Familie zur Wohnung. Es bedarf nicht erst eines nähern Ausmalens dieser modernen Troglodytenwirthschaften, um die Besorgniß als sehr naheliegend erscheinen zu lassen, daß dieselben im Laufe der Zeit als Seuchenherde bedenklichster Art sich erweisen werden. Dem durch die Hausthüre Eintretenden bietet sich durchschnittlich ein elegant geschmückter, aber recht beengter Hausflur dar, sofern der Raum überhaupt diese Bezeichnung verdient. Die hier schon spärliche Beleuchtung mindert sich noch auf der Treppe, wenn ihr dieselbe, was meist der Fall ist, durch einen sogenannten Lichthof gewährt ist. Das Zwielicht wird in den schmalen, zu den Einzelwohnungen von der Treppe aus führenden, höchstens durch ein sogenanntes Oberlicht beleuchteten Gängen zu fast vollständiger Dunkelheit. In diese, weder dem Sonnenlichte noch auch einem frischen Luftzuge sich öffnenden Gänge münden nicht bloß die Wohn- und Schlafzimmer, sondern auch die etwaigen Badestuben, die Küchen sowie die engen, dunkeln, durchweg unventilirten Closets. Die Mägdeschlafstelle, der sogen. Hängeboden, ein von irgend einem Gelasse abgeschnittener oberer Theil desselben, ist meist so niedrig, daß besonders hochgewachsene Personen darin nicht aufrecht stehen können; dieselbe theilt in Bezug auf Beleuchtung und Ventilirung das Schicksal der Gänge, von welchen, wenn nicht gar aus der Küche, sie Luft und Licht empfangen soll.

Nicht minder ernstliche Bedenken anderer Art stehen dem Einlogiren sämmtlichen Gesindes einer größern Anzahl von Familien gleich unterhalb des Daches, wie es u. a. in Paris vielfach vorkommt, entgegen. Die Benutzung des Speichers vertheilt sich periodisch unter den verschiedenen, das Haus bewohnenden Familien, während von dem nicht zu Wohnungen eingerichteten Theile des Kellers jeder derselben eine Abtheilung zugewiesen ist, die nur eben zur Aufbewahrung des Kohlenvorraths und zu Flaschengestellen ausreichenden Raum bietet. Die vielgerühmte Annehmlichkeit des Ungetrenntseins des gesammten Haushaltungswesens durch Treppen schwindet wenigstens für die Bewohner der obersten Etagen der

Miethkolosse durch die große Zahl der von ihnen zu ersteigenden Stufen gar sehr zusammen. — Vielfach wird auch über die Bauausführung, und zwar nicht bloß von Laien im Baufache, Klage geführt, namentlich über Dünnheit der Zwischenwände und Decken, zufolge welcher alles Geräusch sich weithin aus einer Wohnung in die andere vernehmlich macht, ein Uebelstand, welcher im Hinblick auf das stets wachsende Ueberhandnehmen der Clavierspielerei wahrlich nicht für geringfügig zu erachten ist.

Endlich sind auch die besondern Gefahren, welche das Miethcasernenthum z. B. im Falle einer Feuersbrunst und eines Einsturzes mit sich bringt, nicht zu übersehen. Sollte denselben nicht, beiläufig gefragt, wenigstens einigermaßen dadurch zu begegnen sein, daß man, wie es in Wien und andern österreichischen Städten der Fall ist, die Anlage steinerner Treppen bis zum obersten Stockwerk hinauf für obligatorisch erklärt, wie wenig solches auch den Beifall der Speculanten finden mag, zumal mit solcher Vorschrift zugleich die Nöthigung einträte, auf die Solidität des ganzen Innenbaues mehr bedacht zu sein, als dermalen meistens geschieht?

Daß vorstehend nur das Berliner Durchschnittsmiethhaus, ein gar manche Variationen zum Bessern wie zum Schlechtern hin bergender Typus desselben, charakterisirt ist, braucht wohl kaum erst bemerkt zu werden. Alle diese Bauten haben indeß fast ausnahmslos das mit einander gemein, daß zum Zwecke möglichster Raumersparniß alles nicht unabweislich Nothwendige an Gelassen: Garderobe, Vorrathskammern, Kinder- und Fremdenzimmern, Wandschränken, Aufenthaltsorten für die Dienerschaft während des Tages u. s. w., entweder gänzlich oder doch großentheils fehlt. Eine Stelle zum Luftschöpfen bietet nur höchstens ein Balcon oder das flache, bleigedeckte Dach irgend eines Anbaues. Eine geregelte, intensive Hauswirthschaft im altbürgerlichen Sinne dieses Wortes für eine größere Familie läßt sich da kaum führen; fast der gesammte Lebensbedarf muß von Tag zu Tag von auswärts bezogen werden, was denn natürlich durchweg eine Vertheuerung desselben mit sich bringt, beziehungsweise zu einer gewissen Einschränkung nöthigt.

In Bezug auf alles bisher gegen das Miethhauswesen Gesagte liegt der Einwand nahe, daß namentlich in Großstädten sehr viele Bewohner derselben durch die Verhältnisse gezwungen seien, zur Miethe zu wohnen, und daß nur die allerwenigsten sich in der Lage

befänden, ein gerade bloß ihrem Bedarf entsprechendes Haus zu bauen, zu kaufen, ja auch nur zu miethen. Dieser Einwand ist, im Allgemeinen genommen, nur unter der Voraussetzung von Gewicht, daß das Miethcasernensystem in einer Stadt so gut wie zur Alleinherrschaft gelangt ist. Es handelt sich denn auch eben darum, solcher Herrschaft vorzubeugen, sie zu brechen, wo sie besteht, überhaupt ihr möglichst entgegenzuwirken. — Wie schon angedeutet, wurzelt das Uebel in der lediglich auf Geldgewinn ausgehenden, jede Rücksicht auf das Gemeinwohl bei Seite lassenden Speculation. So wenig wie dem Capitalismus überhaupt, läßt sich dieser Speculation direct entgegentreten; wohl aber fehlt es nicht an Mitteln, den Baugrundwucher einzudämmen, gewisse Abwege ihm zu verschließen. Zunächst liegt diese Aufgabe der allgemeinen Gesetzgebung und den polizeilichen Bauordnungen ob. Namentlich müßte vom Gesichtspunkte der Gesundheitspflege aus weit mehr auf das Innere der Häuser Bedacht genommen werden, als bisheran zu geschehen pflegte; fast sämmtlichen oben beregten Uebelständen der Berliner Miethwohnungen läßt sich auf diesem Wege beikommen. Vor Allem wäre dahin Vorkehr zu treffen, daß es den Räumlichkeiten nicht an Sonnenlicht fehlt und daß sie gehörig gelüftet werden können, daß ohne Unterschied der Größe des Miethhauses jede einzelne Familienwohnung ein möglichst in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, daß alles zur Verwendung kommende Material von guter Beschaffenheit ist und damit nicht geknausert wird, daß endlich nur völlig ausgetrocknete Bauten bezogen werden. Selbstverständlich dürfen Vorschriften betreffs der relativen Höhe der Bauten und der Freilassung von Terrain längs derselben nicht fehlen. Um mich hier nicht in's Einzelne zu verlieren, sei auf eine über die Materie sich verbreitende Schrift von Dr. Otto Kuntze verwiesen, welche meines Erachtens in hohem Maße Beachtung verdient. Der Titel derselben lautet: Motivirter Entwurf eines deutschen Gesundheits-Baugesetzes. (Leipzig, Frohberg 1882.)

Sollen gesetzgeberische und polizeiliche Maßnahmen in unserm Falle wie in so manchem andern durchgreifende Abhülfe zuwege bringen, so müssen sie von der öffentlichen Meinung getragen werden; jedenfalls darf dieselbe sich nicht gegen sie wenden. Demnach sollten Alle, welchen die Wahrnehmung der allgemeinen Wohlfahrt obliegt oder die überhaupt in dieser Richtung einen Einfluß

ausüben können, dem Bauschwindel und der trügerischen Prunksucht auf das entschiedenste entgegentreten. Insbesondere gilt dies der periodischen Presse, welche so vielfach ihre Spalten zu Geisteserzeugnissen hergibt, die besser ungedruckt blieben. Am füglichsten könnte ein namhafter Theil des seitens dieser Presse dem Theater gewidmeten Raumes der bildenden Kunst, insbesondere der zu fast allen Lebensverhältnissen in einer gewissen Wechselbeziehung stehenden Architektur eingeräumt werden. Gewinnt es doch angesichts der langathmigen Berichte über theatralische Vorstellungen und Verhältnisse sowie des in einer gewissen Gesellschaftschichte herrschenden Histrionencultus fast den Anschein, als ob die Geisteskraft und das Interesse der Nation vorzugsweise dem Schauspielwesen dienstbar sei!

Was in Bezug auf die in Rede stehende Materie die Volksstimmung vermag, zeigt so recht England; namentlich beweist die gewaltige Hauptstadt des Inselreichs, daß die Herrschaft des Familienhauses sich mit großstädtischen Verhältnissen sehr gut verträgt. An Versuchen hat es dort nicht gefehlt, das Miethcasernenthum einzubürgern; ebensowenig an Speculanten, welchen zu solchem Zwecke Geldmittel in Fülle zu Gebot standen. Mehr als eine Actien-Gesellschaft ist indeß an solchem Versuche gescheitert. Nicht bloß besonders wohlhabende, fest angesiedelte Leute, auch kleinere Rentner, Geschäftsmänner, Beamte erfreuen sich dort des Behagens, welches das Familienhaus bietet. Eine Unzahl bescheidener, den nöthigen Comfort bietender Wohnungen mit Gärtchen, welche zu einem billigen Zins vermiethet worden, erstreckt sich nach allen Richtungen weit in's Land hinein. Das in England Mögliche ist es bei uns zu Lande sicherlich in noch größerm Maße, da wir Deutsche im Punkte der häuslichen Bequemlichkeit weniger Ansprüche zu machen pflegen als die Engländer. Es handelt sich eben, wie schon gesagt, nur darum, daß mit allen Mitteln der Speculation auf das Miethcasernenthum entgegengewirkt, beziehungsweise dasselbe auf die Bahn nach dem Rechten hin gedrängt wird. Seitens der Wohnungsbedürftigen insbesondere werde der Spruch unseres Stadtbaumeisters Stübben, des verdienstvollen Schöpfers der hiesigen Neuanlagen, mehr und mehr beherzigt:

„Besser klein, wie mir es paßt,
Als zur Miethe im Palast.“

II.

Nach dem Ablauf der Zopfperiode ward, wenn es sich um die Anlage von Straßen handelte, von Obrigkeitswegen möglichst auf Gleichförmigkeit der entlang derselben erstehenden Bauwerke hingewirkt, und zwar unter allgemeiner Zustimmung, namentlich auch der tonangebenden Fachmänner. Es hing dies zum nicht geringen Theile mit der Hinneigung zur Antike zusammen, welche bekanntlich, abgesehen von den säulengetragenen Tempelvorhallen, durchweg jeden Façadenluxus fern gehalten hatte. Bei den Wohngebäuden insbesondere entfaltete sich da die bauliche Schönheit oder Pracht erst im Innern derselben. In jener Hinsicht ist es vielfach anders geworden, die gedachte Richtung mitunter sogar in ihr Gegentheil umgeschlagen. Hierzu gab in Deutschland München mit seinem unter König Ludwig hervorgetretenen Mischmasch der verschiedensten Stylsorten das Signal. Gleichzeitig stellte sich in Wien die Gothik, an deren Spitze das gothische Rathhaus von F. v. Schmidt der hellenisirenden, vorzugsweise durch den Parlamentsbau Hansen's repräsentirten Richtung gegenüber.

An den Façaden der Häuser in hiesiger Neustadt, welcher ich mich wieder zuwende, macht sich ebenwohl ein entschiedenes Streben nach Manchfaltigkeit bemerkbar. Im Grunde ist auch dies, wie die oben beregte Vorliebe für das Einzelhaus, kein Sprung, wenigstens kein starker, im Verhältniß zur Altstadt, deren Straßen gleichfalls die Eintönigkeit glücklicherweise fern geblieben ist. Ob die besondere Gattung von Manchfaltigkeit, wie sie in unserer Ringstraße vor Augen tritt, für mustergültig zu erachten ist, glaube ich mindestens in Zweifel ziehen zu sollen. Man hat das stylistische Durcheinander in gedachter Straße mit einem musikalischen Potpourri verglichen; der Vergleich trifft aber nicht zu, da bei einem solchen die verschiedenen Melodien oder Tonstückchen stets kunstgerecht nach einem durchwaltenden Grundgedanken untereinander durch passende Uebergänge verbunden sind, während hier lediglich Zufall, Laune, Liebhaberei u. dgl. mehr maßgebend waren. Einzelne Ueberhöhungen an Wohngebäuden tragen sogar in solchem Maße den Charakter des Grillenhaften an sich, daß man sie fast als aus der Phantasie eines Conditors erwachsene Prachttafelstücke

ansehen möchte. An andern macht sich ein unharmonisches Gemenge von Motiven bemerklich, die verschiedenen Styl-Arten und -Abarten angehören, mitunter auch einzelnes von berühmten Palastbauten entlehntes, für nur wenig Masse darbietende bürgerliche Wohnhäuser durchaus ungeeignetes Zierwerk, roh bossirte Quadern u. dgl. mehr.

Ganz besonderer Beliebtheit haben obeliskenartige, fabrikmäßig aus Cement gefertigte Bildungen verschiedenster Größe sich zu erfreuen. Ihrer Verwendung liegt offenbar der an sich löbliche Wunsch zum Grunde, die langweilige Geradlinigkeit zu brechen. Diese wie aus einem Nürnberger Baukasten hervorgezogenen Lückenbüßer sind ein kümmerlicher, in der Periode des Barockstyls aufgekommener Ersatz für die an den Bauten gothischen Styles aus den Pfeilern organisch sich entwickelnden, nach „Zirkels Kunst und Gerechtigkeit", wie es in der alten Steinmetzensprache hieß, construirten sog. Fialen. Im Punkte der Geschmacksverirrung machen diesen Obelisken vielfach mit ornamentirten Geschwülsten behaftete Säulenschafte, ebenwohl Ausgeburten des Barockstyls, den Rang streitig.

Einige Bauherren hatten den dankenswerthen Muth, der herrschenden Mode zum Trotz, Façaden in gothischem Style aufrichten zu lassen. An mehreren derselben ist des Guten insofern etwas zu viel geschehen, als das, auch nicht immer streng gebildete ornamentale Gliederwerk nicht im rechten Verhältniß zu seinem Zwecke wie auch zum Körper des Baues steht und so eine gewisse spielerische Unruhe zuwege bringt. Dieser Uebelstand macht sich übrigens bei den meisten renaissancistisch decorirten Häusern in noch größerm Maße bemerklich. Jedenfalls tragen jene gothischen Bauten mehr als letztere zur Belebung der Gesammtanlage der Ringstraße bei.

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß die Dächer- und Giebelscheu, welche die bürgerliche Architektur so sehr heruntergebracht und ihr den Stempel langweiliger Nüchternheit aufgedrückt hat, vielfach überwunden worden ist. Lassen doch selbst muntere Wetterfahnen hier und dort sich wieder blicken. Indeß gibt sich in jener Beziehung doch noch eine gewisse Aengstlichkeit kund. Namentlich ist dies hinsichtlich der Giebel der Fall. Dieselben erscheinen meist kleinlich und dadurch isolirt, wie rein mechanisch aufgesetzt, daß man das Hauptgesims unter ihnen hinlaufen läßt, was überdies ihren untern Theil den auf der Straße Befindlichen völlig unsichtbar macht und so ihre Wir-

kung erheblich abschwächt. Statt solcher isolirter Giebel baue man lieber frischweg Mansarden, die sich sogar, obgleich spätern Ursprungs, mit gothischer Stylisirung leicht in Einklang bringen lassen. Die mitunter hervortretenden thurmartigen Bildungen verrathen durchweg, daß es an dem den mittelalterlichen Meistern in so hohem Grade eigenen Geschick, solche Constructionen aus einer Grundform ohne Sprung, sozusagen unvermerkt, in eine andere übergehen zu lassen, gefehlt hat, während die Erker mit nur wenig Ausnahmen Kenntniß des Fugenschnittes zum Zwecke wahrhaft kunstgerechter Herrichtung solcher Ausladungen vermissen lassen. Hier und dort sieht man mehrere Häuser derart miteinander verbunden und behandelt, als ob sie ein einheitliches Ganzes bildeten, wohl um ein palastartiges Aussehen zuwege zu bringen. Diese Art von Großthuerei wird leicht im Verfolge den verschiedenen Eigenthümern der einzelnen Häuser zu einer Quelle von Ungelegenheiten und täuscht doch im Grunde nur die rasch Vorübergehenden.

Das einzige bis jetzt in der Ringstraße fertig gestellte öffentliche Gebäude ist das Hohenstaufenbad. Allem Anscheine, sowie dem Vernehmen nach entspricht dessen Inneres allen praktischen Anforderungen. Daß in stylistischer Beziehung der Renaissance der Vorzug gegeben ward, ist meines Erachtens zu bedauern. Hier ist die Renaissance doch wenigstens nicht, wie leider bei dem neuen Vorbau zum Justizgebäude in's Barocke übergegangen. Hinsichtlich dieses Bauwerkes sei noch eben bemerkt, daß es gefälliger geworden wäre, wenn man die Giebel abgetreppt und auf mancherlei schwülstige Auswüchse ihrer Schenkel Verzicht geleistet hätte. Auch ist zu bedauern, daß man die den Hauptgiebel flankirenden Treppenthürme nicht um ein Stockwerk höher gebaut hat. Die dadurch veranlaßten Mehrkosten würden so ziemlich ausgeglichen worden sein, wenn die Thürme, statt der zopfigen, zwiebelförmigen Doppeldächer, einfache Helme erhalten hätten. Hoffentlich werden andere noch in Aussicht stehende öffentliche Bauten: der Bahnhof, das Postgebäude u. s. w. diesen Vorgängern nicht folgen. Angesichts des vor Jahrhunderten in seinem Aufwuchse gehemmten, in unsern Tagen endlich glücklich vollendeten Domes sollte doch nicht wieder der Renaissance gehuldigt werden. Gewiß hätte die Gothik, wenn meisterhaft gehandhabt, sich dem erstgedachten Bauwerke gewachsen gezeigt; vor weit Schwierigerem ist dieselbe nicht zurückgeschreckt.

Hoffen wir, daß dessen Erweiterung sich niemals als nothwendig erweist. Der durch den Renaissancestyl bedingte quadratische Aufbau mit fast gleichwerthigen vier Façaden läßt, im Unterschiede von einer durch die Rücksicht auf symmetrische Gestaltung nicht gebundenen Gruppenanlage, eine Erweiterung kaum ausführbar erscheinen. In Berlin u. A. rächt sich diese Einzwängung in einen viereckigen Grundriß an fast allen öffentlichen Bauten auf die empfindlichste Weise. Ist doch sogar das vor wenig Jahren erst dort errichtete Gewerbe-Museum bereits einer, durch dessen vorbesagte Disposition unmöglich gemachten Erweiterung dringend bedürftig! Das gleiche Schicksal läßt sich dem im Entstehen begriffenen neuen Reichstags-Gebäude schon zufolge des steten Anwachsens der Bibliothek vorher sagen, wenn auch erst für eine ferne Zeit.

Wer nur einigermaßen für das Bauwesen sich interessirt, weiß, oder sollte doch wissen, von welch hoher Bedeutung für dessen Charakter in technischer sowohl als in stylistischer Hinsicht die Materialfrage ist. Dennoch aber ward und wird derselben vielfach allzu wenig Beachtung zu Theil. So z. B. haben die der antikisirenden Renaissance zugewendeten Architekten häufig außer Acht gelassen, daß es uns an den Marmorbrüchen Griechenlands, in weiten Landstrichen auch an Hausteinen fehlt. Man hat Quadern, ja Säulenschafte ohne Weiteres mittels verputzten Holz- und Mauerwerkes nachgebildet, unbekümmert um das weitere Schicksal derselben im Kampfe mit den Elementen, sowie um das Gebot der Echtheit und Wahrheit. Was selbst mit dem schlichtesten Material geleistet werden kann, ohne demselben irgend einen falschen Schein zu verleihen, falls man es nur sorgfältig seiner Natur nach behandelt, ihm nicht mehr zumuthet, als es zufolge derselben leisten kann, beweisen die von allen Kennern bewunderten mittelalterlichen Backsteinbauten des nördlichen Deutschland, wie auch derartige Bauwerke neuern Datums, die sich innerhalb der von den alten Meistern gezogenen Grenzen gehalten haben.

Im Verhältniß zu dem, trotz der Beschränkung auf den Backstein und den sehr schwer zu verwerthenden Findlingsgranit, so hohen Grade von Ausbildung der norddeutschen Architektur erscheinen die ästhetischen Vortheile, welche aus dem Reichthum unseres Landestheils an verschiedenartigstem Baumaterial gezogen zu werden pflegen, als bei weitem nicht schwerwiegend genug. So kommt z. B.

der an den Monumentalbauten des 12. Jahrhunderts als sehr widerstandsfähig und dem Auge wohlthuend sich erweisende Tuffstein in nur seltenen Fällen zur Verwendung.

Ein erfreulicher Fortschritt gibt sich darin kund, daß immer mehr Façaden wenigstens theilweise aus Haustein hergerichtet oder mit sog. Blendziegeln bekleidet werden. Vorherrschend bleibt indeß immer noch die Verputzung des aus gewöhnlichen Feldbrandziegeln gebildeten Mauerkörpers. Die dieser Methode meist zu Grunde liegenden ökonomischen Rücksichten schwinden bei näherer Beleuchtung jedenfalls, wenn man nicht ausschließlich die Zeit für die Errichtung des betreffenden Bauwerkes in Betracht zieht, oder wenn der Prachtputz nicht als Lockmittel für vornehmthuerische Kauflustige dienen soll. Während der Rohbau bei gehöriger Auswahl des Materials allen Einflüssen der Witterung gegenüber Stand hält, ja sogar durch dieselben an malerischem Reiz zu gewinnen pflegt, bedarf die Verputzung, welche überdies leicht zu sorgloserer Aufführung des Mauerwerks verleitet, periodischer, kostspieliger und für die Hausbewohner störender Auffrischung. Im Uebrigen fordert das schmucklose Verputzen der Mauerflächen, zufolge seiner Anspruchslosigkeit, vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, die Kritik nicht in besonderem Maße heraus. Anders, wenn dem rohen, sozusagen gestaltlosen Backstein-Mauerkörper durch Mörtelquadern, Zierwerk aus Cement und allerhand Surrogaten der Schein eines Luxusbaues verliehen wird.

Nur allzusehr greift diese, mit der Würde der Architektur unverträgliche Luxusheuchelei um sich. Gibt es doch schon nicht wenige auf den Bedarf derselben hin gegründete Fabriken, deren Preiscourante alles zur Galatoilette eines Hauses möglicherweise Dienende darbieten, Gegossenes und Gebackenes, was dann der Mauer angeheftet oder ihrer Vorderseite als Krönung aufgesetzt wird. Vorzugsweise liefert der Barockstyl die Muster; außer den Obelisken, Kugeln, Urnen, Facettenköpfen, Voluten und sonstigem Geschnörkel werden indeß auch Balustern, Consolen, Karniese, Palmetten, Medaillons, Säulen verschiedener Größe u. s. w. fabricirt, welche an die Renaissance, ja selbst an die Antike erinnern sollen; selbst menschliche Figuren, namentlich sogenannte Genien, sind von solcher Fabrikation nicht ausgeschlossen.

Wohl ihren Höhepunkt erreicht die Bautoiletten-Kunst in Balconen und Erkern. Wenn oberhalb der Eingangsthüre der noch

im rohesten Naturzustande befindlichen Vordermauer eines Hauses drei Paare von Eisenbahnschienen, mit einander durch weitere Schienen verbunden hervorstehen, so bekundet dies, daß darauf ein Balcon erwachsen soll. Die Geschicklichkeit, womit auf dieser Unterlage derselbe in „stylvollem" Aufputz hergerichtet, die überhaupt von den Cementarbeiten, den sog. Putzern, namentlich in Berlin an Tag gelegt wird, verdient alle Anerkennung; sie wäre eines bessern Zweckes würdig. Auf das täuschendste äffen die Modillone, welche den Balcon zu tragen scheinen, sowie die ihm als Geländer dienenden Baluster den Haustein nach; die Illusion läßt kaum noch etwas zu wünschen übrig. Dennoch aber machen den Balconen gedachter Sorte die den in Rede stehenden Bauten angefügten Erker mit Erfolg den Rang streitig. Betrachtet man ihr Rippenwerk aus eisernen Stangen, bevor dasselbe mit Schwemmsteinen ausgefüllt und verputzt ist, so hält man es kaum für möglich, daß daraus ein integrirender Theil eines Hauses werden könne. Schließlich tritt der Apparat indeß doch als solcher in die Erscheinung und zwar, Dank allerhand aufgeklebtem Ornament und einer mit solchem maskirten Ausbauchung, welche die Rolle eines stützenden Untersatzes spielt, durchweg in recht prunkender, das Auge der Menge bestechender Weise. Die Verwendung von Eisen zu baulichen Zwecken unterliegt selbstredend an und für sich keinem Bedenken; allein dasselbe muß sich dann als solches zeigen und seiner Eigenart entsprechend behandelt werden. In den vorgedachten Fällen aber sind die Schienen und die Stangen einer Scheinconstruction dienstbar gemacht; sie dienen als Kern oder als Rippenwerk einer Umhüllung, welche dem unbewachten Auge sich als Haustein darstellt, einer constructiven Lüge, die denn auch Wind und Wetter nach längerm oder kürzerm Zeitverlauf um so mehr als solche hervortreten machen, als die Temperaturwechsel das Eisen in steter Bewegung halten. Ist es doch nicht selten vorgekommen, daß vorspringendes Putzwerk sich schon abgelöst hat, bevor die betreffenden Häuser in Gebrauch genommen waren, ja, daß an Putzbauten Vorübergehende durch herabfallende Bruchstücke zu Schaden gekommen sind. Es dürfte sich wohl ernstlicher Erwägung empfehlen, ob nicht baupolizeiliche Vorkehr auch gegen solche Gefahr zu treffen sei, zumal da der Cement so verschiedenartiger Qualität ist, und deren Ermittelung sehr schwierig, in jedem einzelnen Falle kaum thunlich ist. Auch in den

Gewölbebau drängt sich das Eisen, indem zwischen Stangen Schwemmsteine eingeklemmt und die Gräte angeputzt werden.

Die Einbuße, welche eine Stadt in ästhetischer Beziehung durch ein Vorgehen gegen Angeklebtes, welcher Art immer, erleiden würde, wäre leicht zu verschmerzen. Jedweder Bettel-Luxus sollte namentlich dort möglichst ferngehalten werden, wo es gilt, durch weitgreifende neue Anlagen einem städtischen Gemeinwesen vor der Mit- und der Nachwelt Ehre zu machen. Was wird sonst aus dem alten Ruhme der Deutschen werden, daß sie nicht den Schein, sondern die Sache suchen, sich mit äußerlicher Oberflächlichkeit nicht zufrieden geben, sondern der Innerlichkeit, dem Wesenhaften zustreben? Die Architektur, die geborene Königin aller bildenden Künste, hat auch das voraus, daß sie dem Einfluß schlechter Leidenschaften und Triebe viel weniger zugänglich ist, als die Malerei und die Sculptur. Nur die Lüge ist ihr gefährlich. Halte man dieses ohnehin schon fast bedrohlich weithin herrschende Laster von derselben fern!

Ueberblickt man das bisher in Köln aus Anlaß der Stadterweiterung Geschaffene im Großen und Ganzen, so gewahrt man des Erfreulichen weit mehr als des Gegentheiligen. Vor Allem erscheint es bewundernswerth, daß binnen einer verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitdauer solche Umgestaltungen und bauliche Neuschöpfungen, wie wir sie vor uns sehen, zu Stande gebracht wurden. Weiter geben letztere, in großer Zahl wenigstens, das ernste Bestreben zu erkennen, durch Gestaltung oder Ausschmükkung der Kunst zu dienen, dem Beschauer Wohlgefälliges zu bieten. Hat doch selbst, für sich betrachtet, Unschönes, Verunglücktes, wie namentlich die meisten über Verdachungen ragenden thurmartigen Bildungen, die zwiebelförmigen Kuppeln und Kuppelchen, die vierseitigen, in Gestalt von abgestumpften Pyramiden einzelne Bauten überragenden Hauben &c., das Gute, daß es zur Belebung des Straßenzugs beiträgt, der Einförmigkeit entgegenwirkt. In dieser Beziehung ist es denn auch ein Glück, daß die Halbmondförmigkeit der alten Stadt die neue nöthigt, der allgemein beliebten Gradlinigkeit abzusagen, in Gestalt einer Curve ersterer sich anzupassen.

Es bietet ein gewisses Interesse, andere Unternehmungen ähnlicher Art in Vergleich zu ziehen. Richten wir beispielsweise den Blick nach Lüttich hin, wo fast gleichzeitig mit der Kölner Ringstraße ein

auf einer ehemaligen Maas-Insel, der Isle du Commerce, und an dieselbe grenzendem Terrain ein Stadtviertel erwachsen ist, und zwar ohne irgend eine Lücke zu zeigen, weil den Erwerbern der Bauplätze bei deren Veräußerung durch die städtische Verwaltung die Bedingung auferlegt ward, binnen einer zweijährigen Frist dieselben zu bebauen. Das dort Geschaffene zeichnet sich durch Echtheit des Materials, Gediegenheit und anspruchslose, aber fest begründete bürgerliche Wohlhabenheit abspiegelnde Einfachheit aus. Nichts zielt auf neumodische Effectmacherei ab; nirgendwo gibt sich ein Streben nach „höherer“ Stylistik zu erkennen, abgesehen von einem, in dieser Hinsicht die einzige Ausnahme bildenden noch im Bau begriffenen antikisirenden städtischen Kunst- oder Musik-Institute, welches wohl als eine arge Fehlgeburt bezeichnet werden darf. Während so in Lüttich durchweg eine praktisch erprobte, im Wesentlichen nur das Innere der Häuser berücksichtigende Schablone maßgebend war, haben in Köln die meisten Bauherren, ja selbst einzelne speculirende Bauunternehmer es sich angelegen sein lassen, ein Jeder in seiner Weise, vor der Welt zu zeigen, daß sie auch ästhetischen Rücksichten zugänglich, der Stylbewegungen unserer Gegenwart nicht unkundig seien. Entspräche nur immer dem löblichen Wollen das thatsächliche Ergebniß desselben!

Sonstige Stadterweiterungen, wie u. a. die Baseler, überbieten die Kölner durch umfassendere Anpflanzungen, prächtigere, parkartige Anlagen, überhaupt durch eine gewisse Raumverschwendung. In Köln glaubte man, meines Erachtens im Allgemeinen mit Recht, den ohnehin schon stark belasteten Steuerzahlern mehr Schonung angedeihen lassen zu sollen, als in Basel, der Stadt der Millionäre, angezeigt war, wie auch in andern, finanziell besonders günstig situirten Städten, z. B. in Görlitz, welches sich, obgleich vermöge seiner Einwohnerzahl und seiner ganzen Lage nicht hervorragend, ebenwohl durch neue, sehr umfassende städtische Prachtanlagen bemerklich macht. Aehnliches gilt für andere Städte, z. B. für Frankfurt, Luxemburg und Düsseldorf, die nicht genöthigt waren, wie Köln, das Festungsterrain für eine enorme Summe anzukaufen. Indeß hätte doch in Köln wohl den Hinterseiten einer gewissen Anzahl von Wohngebäuden, insbesondere den Eckhäusern, mehr Luft und Licht zu Theil werden sollen, als sich denselben zugewendet findet. Im Allgemeinen fehlt es nicht an Promenaden und an freien Plätzen, die wie die Straßen von

Bäumen eingefaßt sind. Die Einbuße, welche der Stadtgarten erlitten hat, ist zu bedauern. Im Uebrigen aber haben die Bewohner des westlichen und nordwestlichen Stadttheils, namentlich im Hinblick auf den frühern Zustand außerhalb ihrer Behausungen, wenigstens keinen schwerwiegenden Grund zur Klage, falls nicht dem nach gedachter Richtung hin belegenen, sehr werthvollen Villen-Terrain durch das Schaffen eines umfassenden zweiten Stadtgartens Abbruch geschehen sollte. Bringt doch schon die Natur von Villen-Anlagen es mit sich, daß zwischen den Bauwerken auf allen Seiten freier, zumeist schattiger Raum für Spaziergänger bleibt, und überdies befindet auch der Rhein mit seinen luftigen, nach Vergnügungsorten führenden Wegen sich in ziemlicher Nähe.

Daß bei so großartigen Unternehmungen, wie es die in Rede stehende ist, unter allen Umständen für nicht Wenige etwas zu wünschen übrig bleibt, liegt ebenso in der Natur der Sache, als daß die betreffenden Interessenten sich bemühen, nach Möglichkeit das, was ihren besondern Wünschen entspricht, zur Verwirklichung zu bringen, mag auch das allgemeine Interesse darunter leiden. Der städtischen Verwaltung aber liegt es ob, vorzugsweise letzteres im Auge zu behalten.

Um noch einiges, vielleicht dem Anscheine nach Nebensächliches zu berühren, sei bemerkt, daß die innerhalb der Straßenzüge frei gelassenen Plätze in recht ansprechender Weise sich bepflanzt finden, daß bei der Auswahl der verschiedenen Sorten von Allee-Bäumen mit unverkennbarer Sorgfalt verfahren wird, daß alles Gitterwerk einen sehr erfreulichen Fortschritt der Schmiedekunst darthut und der Zeichner desselben sich als formgewandter Kenner der bezüglichen Stylistik erweist. Ein gleiches Maß von Lob kann den freistehenden Candelabern nicht zugetheilt werden. Nach einem Modelle aus Gußeisen hergestellt und demnächst bronzirt, bieten sie in der Art ihrer renaissancistischen Ausschmückung nichts Bemerkenswerthes dar; es wohnt denselben mit andern Worten keine besondere Anziehungskraft auf das Auge des Beschauers bei. Was auch da die Schmiedekunst zu leisten vermocht hätte, zeigt u. A. nicht wenig Derartiges in Hamburg nach Entwürfen des Ober-Ingenieurs Andreas Meyer Geschaffenes, welchem dort die Herrichtung der gewaltigen, neuerdings nothwendig gewordenen Hafen- und sonstigen Bauten obliegt. Die Erhöhungen, in deren Mitte die

Candelaber hier in Köln sich befinden, würden, nebenbei bemerkt, sehr gewinnen und den Straßen zur Zierde gereichen, wenn man sie mit musivisch gemustertem, mehrfarbigem Pflaster versähe, was mit geringem Kostenaufwand bewerkstelligt werden kann. Ueberhaupt sollte allerwärts auch am Kleinen und Kleinsten sich zeigen, daß nicht bloß auf das Nützliche und Zweckmäßige, sondern auch auf Schönheit möglichst Bedacht genommen wird.

III.

Das bisheran außerhalb der frühern Stadtbegrenzung Erbaute bietet, wie wir gesehen haben, eine Art von Stylmusterkarte dar, an welcher der kritische Sinn des Publicums sich üben und klären kann. In der Hoffnung, zu solcher Klärung etwas beizutragen, glaube ich der Frage näher treten zu sollen, welcher Styl, an sich betrachtet, im weitern Verfolge den Sieg davon zu tragen verdient. Nicht Wenigen freilich wird diese Frage als eine durchaus müßige erscheinen, allen denen nämlich, welche meinen, es handele sich da lediglich um eine Geschmackssache, es bedürfe daher nicht erst eines Studiums des Wesens der Architektur, einer Umschau nach festen, den eigentlichen Werth der verschiedenen Erscheinungsformen bedingenden Normen. Die Verfechter dieser Ansicht übersehen, daß es zwei Hauptgattungen von „Geschmack“ gibt, einen guten und einen schlechten. Möglicherweise könnte der ihrige letztgenannter Gattung angehören; jedenfalls haben sie keinerlei Gewähr dafür, daß dem nicht so sei. On ne raisonne pas avec les goûts (den Geschmack bekämpft man nicht mit Vernunftgründen), sagt ein französisches Sprüchwort. Ueberlassen wir also diese, nicht wenig Gebildete in ihren Reihen zählende Kategorie von Kunstfreunden ihrem behaglichen Selbstgenügen, um uns denjenigen zuzuwenden, welche nach Regeln suchen, wonach zu bemessen ist, ob etwas für schön zu erachten ist oder nicht, die an ein allgemein gültiges Ideal glauben, welchem zuzustreben als Aufgabe der Kunstübung sich darstellt.

Um mich nicht in philosophische Speculationen über das Wesen der Schönheit zu verlieren, sei in dieser Beziehung nur eben auf die „Aesthetik“ von J. Jungmann (Freiburg, Herder 1884) hingewiesen,

worin dasselbe in allseitiger, tiefgreifender Weise sich erörtert findet. Dem Zwecke gegenwärtiger Schrift entsprechend beschränke ich mich auf die oben bezeichnete Frage, welchem Baustyle der Preis zuzuerkennen ist.

Es stehen im Allgemeinen betreffs ihrer Beantwortung zur Zeit zwei große Gruppen einander gegenüber, die eine aus Solchen gebildet, welche im Wesentlichen von der Renaissance das Heil erwarten, die andere von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur mittels eines Anknüpfens an die durch die Renaissance verdrängte sogenannte gothische Kunstweise unserer Altvordern ein fester Untergrund für die Architektur wiedergewonnen, deren Gesundung herbeigeführt werden könne.

Der italienische Maler, Baumeister und Kunstschriftsteller Vasari (1512—1574) hat, von seinem Standpunkte aus die Sache betrachtet, einen sehr geschickten und glücklichen Griff gethan, als er die germanische Bauweise, welche in seinem Vaterlande wie im ganzen christlichen Occident tiefe Wurzeln geschlagen hatte, ja herrschend geworden war, mit dem Spottnamen „Gothische Architektur" belegte, um sie im Gegensatz zur Antike als barbarisch zu bezeichnen. Es entsprach diese Tendenz der damals jenseits der Alpen herrschenden geistigen Strömung. Um sich einen Begriff davon zu machen, wie schon weit früher dort gegen die deutsche Kunst, überhaupt gegen alles Deutsche gehetzt worden ist, bedarf es nur eben eines Einblicks in den ersten Band der von Ernst Guhl herausgegebenen „Künstlerbriefe" italienischen Ursprungs. „Hinaus mit den Deutschen, mit den Barbaren!" (Fuori I Tedeschi, I Barbari!) war die allgemeine Losung geworden. Daß die Gothik germanischen Ursprungs sei, wurde so wenig wie in Italien in den andern Ländern, wo sie seit dem 13. Jahrhundert in Blüthe stand, angezweifelt. Namentlich Italien betreffend wird von Guhl u. A. ein Schreiben des Cardinals S. Sisto an den Grafen Pepoli vom 8. Juni 1580 mitgetheilt, worin aus Anlaß des heftigen Streites, ob die gothische Kirche S. Petronio zu Bologna im mittelalterlichen Style weiter zu bauen sei oder ob der Renaissancestyl Platz zu greifen habe, erstere Bauweise wiederholt ausdrücklich als die deutsche sich bezeichnet findet.

Der Gothik abgeneigten Widersachern deutscher Nation war es erst vorbehalten, dem Germanenthum den in Rede stehenden

Ruhm streitig zu machen, ihn den Franzosen zuzuerkennen, weil — im heutigen Frankreich jene Bauweise zuerst hervorgetreten sei. Seitens derselben wird dabei nur übersehen, daß der Theil Frankreichs, in welchem zuerst Baudenkmale gothischen Styles sich erhoben, unter der Herrschaft des fränkischen Schwertes nicht bloß, sondern auch des fränkischen Volksgeistes stand, ja sogar, bis zum Ausbruch der großen Revolution, unter der Herrschaft des von den Franken in das von ihnen eroberte Land mitgebrachten Volksrechtes (Droit coutumier). Selbst die verbissensten Gegner der Gothik werden aber doch wohl den Franken die germanische Abkunft nicht streitig machen wollen.

Um nicht öfter von mir betreffs der Nationalität des gothischen Styles Veröffentlichtes zu wiederholen, sei hier nur auf Aussprüche eines hervorragenden, außerhalb der auf dem Kunstgebiete streitenden Parteien stehenden Rechtslehrers, des Straßburger Universitätsprofessors Dr. B. Sohm, hingewiesen. Im ersten Bande der von der Gesellschaft der Savigny-Stiftung herausgegebenen Zeitschrift läßt derselbe sich u. A. wie folgt vernehmen:

> „Das westfränkische, modern ausgedrückt: das französisch-fränkische Recht triumphirt über die deutschen Stammesrechte. Ueberhaupt erscheint das nördliche Frankreich als das Hauptland der abendländischen Geschichte. — — Die ganze öffentliche Entwickelung im deutsch-mittelalterlichen Reich stellt nur eine Fortbildung der Grundlagen dar, welche das Recht gelegt hatte. — — Nehmen wir die gothischen Dome und die gesammte, vom gothischen Styl beherrschte Kunstrichtung hinzu, welche seit dem 12. Jahrhundert auf Deutschlands Boden emporwuchs, so haben wir die ganze Reihe der großartigen Trophäen vor uns, welche den Einfluß jenes fränkischen Lebens und Geistes in Deutschland zum Ausdruck brachte."

Zwar hatten, als im nordwestlichen Frankreich, die ersten Bauwerke gothischen Styls erstanden, die Franken ihr germanisches Idiom durchweg gegen das gallo-romanische vertauscht, aus welchem das französische allmälig hervorging. Allein darum war ihr Grundcharakter, das Wesentliche ihres Geisteslebens doch keineswegs abhanden gekommen; am wenigsten waren sie Franzosen im heutigen Sinne des Wortes geworden. Auch die weiter seewärts das Seinegebiet beherrschenden Normannen bedienten sich zu jener Zeit nicht

mehr ihrer angestammten germanischen Sprache. Wem aber ist es darum jemals eingefallen, zu sagen, England sei von den Franzosen unter dem Befehl ihres Herzogs Wilhelm erobert worden? Der von diesen Eroberern über den Canal gebrachte Baustyl, aus welchem sich zu gleicher Zeit wie in Nordfrankreich aus dem sogenannten romanischen der gothische entwickelte, wird bis auf den heutigen Tag in England der normannische genannt. Nur Gelächter seitens der Engländer wäre die Antwort, falls Einer diesen oder den gothischen Styl als französischen bezeichnete. Wurde doch schon, wie J. v. Görres (Der Dom von Köln und das Münster zu Straßburg, S. 98) näher darthut, im 13. Jahrhundert der den normannischen Styl verdrängende gothische in England als deutscher (opus teutonicum) bezeichnet.

Im sechszehnten Jahrhundert wich die Gothik der Renaissance. Kein Förderer der letztern dachte auch in Deutschland daran, zu dem Zwecke sie als ein Erzeugniß des westlichen „Erbfeindes“ bei dem Volke in Verruf zu bringen, den germanischen Ursprung und Grundcharakter ihr abzusprechen. Um möglichst dem stets wiedergekehrten Gerede von dem fremdländischen Ursprung und Charakter der Gothik ein Ziel zu setzen, sei in Anbetracht der so weitgreifenden Bedeutung der Frage noch angeführt, daß der Kunstschriftsteller Wilhelm Lübke, bekanntlich leidenschaftlicher Gegner von Allem, was nur irgend unter die Rubrik: hierarchisch, clerical, ultramontan gebracht werden kann, in seiner Geschichte der Architektur (4. Aufl., S. 458) sagt, in der gothischen Kunstweise spiegele sich das Wesen des germanischen Geistes, der, in seiner ganzen freien Kraft sich fühlend, kühn es unternommen habe, alle bisherigen Schöpfungen an Großartigkeit zu überbieten; zum ersten Mal habe sich da die nationale Phantasie völlig frei von den Schranken fremder Formgesetze gefunden. Wenn Herr Lübke aus einem so warmen Bewunderer der Gothik um ein paar Jahre später, wie wir gleich sehen werden, ein nicht minder warmer Lobredner der Renaissanee geworden ist, so werden demnächst unsere Leser über diese Abkehr befinden; den germanischen Ursprung wenigstens hat er trotz dieser Abkehr nach wie vor bestehen lassen.

Wie aber ist es denn gekommen, wie konnte es kommen, daß deutsche Baumeister, dem von Welschland gegebenen Impulse folgend, jenen „Trophäen des germanischen Geistes“ den Rücken zukehrend,

eine fremde, dazu noch im Kampfe gegen das Deutschthum erwachsene Kunstweise sich aneigneten? Es habe, so wird auf diese Frage u. A. geantwortet, die Gothik sich „ausgelebt" gehabt, sie sei trocken, schematisch, knöchern, spießbürgerlich geworden, neu erstandenen Culturbedürfnissen habe sie nicht mehr zu entsprechen vermocht.

Im Hinblick auf die Schöpfungen der Spätgothik, auf das innere Wesen der Gothik überhaupt muß jeder unbefangen Urtheilende sich von der Grundlosigkeit dieser Vorwürfe überzeugt finden. Es war im Gegentheil ein gewisser Uebermuth in das der Handhabung seiner Kunst so sichere Steinmetzgewerk gedrungen. Die Meister schufen sich gewissermaßen Schwierigkeiten, um dieselben spielend zu überwinden, ihre Virtuosität zu zeigen; namentlich wurden dem Haustein übertriebene Zumuthungen gemacht. Das phantastisch Decorative trat zu sehr in den Vordergrund.

Von allem dem legen die wunderbaren Erzeugnisse der spätgothischen sogenannten Kleinarchitektur: die Altäre, Sacramentshäuschen, Kanzeln, Taufsteine, Chorstühle u. s. w. unwidersprechliches Zeugniß ab. Leider wurde das alles bisheran zu wenig beachtet oder doch dem Publicum zur Kenntniß gebracht. Erfreulicherweise hat der Stadtpfarrer zu Frankfurt, L. F. A. Münzenberger, durch die von ihm unternommene Publication: „Zur Kenntniß und Würdigung der mittelalterlichen Altäre Deutschlands" (Frankfurt a. M., Fösser), wovon die erste Lieferung so eben erschienen ist, einen vielversprechenden Anfang zur Abhülfe dieses Uebelstandes gemacht. Hoffen wir, daß in ähnlicher Weise auch die bezeichneten weitern Schöpfungen der Kleinarchitektur den Freunden altdeutscher Kunst vorgeführt werden. Aber auch was die monumentale Architektur betrifft, streift es an's Komische, wenn angesichts der nachgothischen, namentlich der modernen Leistungen auf dem Gebiete dieser Architektur über Verfall, Abgelebtheit, Verkommenheit der Spätgothik declamirt wird. Wurde doch noch bis in die zweite Hälfte des 15., ja bis weit in das 16. Jahrhundert hinein an unsern großen Domen (Köln, Ulm, Frankfurt, Antwerpen, Straßburg u. s. w.), sowie an vielen andern Kirchen und profanen Bauten in einer Weise weiter gearbeitet, die alles tief in den Schatten stellt, was die spätern Architekten zu leisten vermocht haben.

So weit eine Abirrung vom rechten Wege in der zuvor besagten Art sich begeben hatte, würde es nur hinsichtlich des constructiven

tiven Momentes einer Rückkehr zu der einfachern, anspruchslosern Bauweise des 13. Jahrhunderts bedurft haben; der jedweder Art von Material sich anpassende gothische Styl, die unbegrenzte Entwickelungsfähigkeit seines Bildungsgesetzes hätten dann um so mehr allen Anforderungen entsprochen, als die Technik so viel weiter gefördert war und früher unbekannt gewesene Maschinen zu Hülfe kamen.

Besondern Anforderungen der Neuzeit, den gesteigerten Bedürfnissen des modernen Lebens soll die Gothik ein Genüge zu leisten nicht vermocht haben und vermögen! Es wäre sehr zu wünschen, daß Diejenigen, welche so reden, den Anklagepunkt durch bestimmte Thatsachen erhärteten. Selbst in seiner zweibändigen Geschichte der deutschen Renaissance hat Wilhelm Lübke solche Thatsachen nicht namhaft gemacht, wie sehr er auch auf die Verherrlichung der Renaissance bedacht war. Ich an meinem Theile habe Gelegenheit gehabt, einen Einblick in moderne Fürstenpaläste zu thun, mich in der auf Kosten der Provinzen zu einer Weltstadt emporstrebenden kaiserlichen Residenz Berlin in gar manchen, von Geheimräthen, ja von Excellenzen und Finanzpotentaten bewohnten Häusern umzusehen; nirgendwo aber konnte ich Anforderungen und Bedürfnisse der gedachten Art entdecken. Oder glaubt man etwa, die Meister des Mittelalters wären vor unsern Gas- und Wasserleitungen, vor der elektrischen Beleuchtung zurückgeschreckt?

Sogar im Bereiche unseres weit fortgeschrittenen Ingenieurwesens hätten, meines Erachtens, die Erbauer der während des Mittelalters erstandenen mächtigen Seestädte durch Studium es so weit zu bringen vermocht, um ein heutiges Staatsexamen zu bestehen. Wahr ist, daß nicht wenig Straßen aus der gothischen Periode an Luft und Licht Mangel leiden. Daß die Erbauer derselben beides mindestens eben so sehr zu schätzen wußten, als unsere Zeitgenossen — deren Wohnungen mit ihren Entresols, „Hängeböden" und Hinterbauten übrigens auch nichts weniger als selten über solchen Mangel zu klagen Anlaß geben — thun die gothischen Kirchen, Rathhäuser, Markthallen durchweg bis zur Evidenz dar. Wenn Straßen mittelalterlicher Städte zu enge und zu dunkel sind, so ist dies lediglich der Zwangslage beizumessen, in welche dieselben durch ihre, mitunter noch aus der Römerzeit stammenden Mauergürtel versetzt waren. Während der gedachten Periode neu angelegte Städte

entsprachen vollkommen dem in Rede stehenden Bedürfniß, ließen überhaupt in rationeller Hinsicht nichts zu wünschen übrig. Als Beleg hierfür mögen zwei Pläne solcher Städte nebst einer Besprechung derselben dienen, welche in Didron's Annalen Band VI, S. 305—313 veröffentlicht sind.

Nein, wie hoch man auch die Leistungsfähigkeit der heutigen Hochbaukunst und die Ansprüche, welche das moderne Leben an dieselbe macht, veranschlagen möge, die Gothik hat denselben gegenüber nicht die Segel zu streichen. Die Kunstweise, welche während mehr als drei Jahrhunderten, vom höchsten Norden des christlichen Europa's bis zur Südspitze Spaniens hin und nicht minder weit vom Osten nach dem Westen hin, ja selbst über Majorka und Cypern bis in's heilige Land den Bedürfnissen und Wünschen aller Art sich gewachsen gezeigt hatte, wie hoch auch in gewissen Schichten der Gesellschaft der Luxus jener Periode sich bekanntlich verstieg, sie barg noch ihre volle Lebenskraft in sich, als von Süden her eine Luftströmung zu uns herüberkam, welche nicht bloß die Lebenskraft der Architektur allmälig lähmte, sondern auf fast alle Gesellschaftsverhältnisse einen tiefgehenden Einfluß übte, und zwar, meines wie gar Vieler Erachtens, zunächst wenigstens, einen nichts weniger als segensreichen. In der That lagen die Triebfedern, welche den Umschwung zur Renaissance herbeiführten, keineswegs vorzugsweise auf dem Gebiete der Aesthetik; vielmehr ward dieselbe nur in Mitleidenschaft gezogen. Das deutsche Bauwesen insbesondere erkrankte, ohne doch darum, wie zuvor dargelegt, dem Tode verfallen gewesen zu sein, ohne sich „ausgelebt" gehabt zu haben. Oder hatte etwa das Christenthum sich ausgelebt, so daß, wie geschehen, zur heidnischen Mythologie zurückgegriffen werden mußte? Mußten die deutschen Gelehrten sogar ihre Namen in's Griechische oder Römische übersetzen, travestiren, weil unsere deutsche Sprache sich „ausgelebt" hatte? Mußte überhaupt auf fast allen Gebieten deutsches Wesen vor dem ausländischen zurückweichen, wie es im weitern Verfolge der Renaissance sich begab und leider theilweise heutzutage noch der Fall ist?

Welcher Art waren denn die Triebfedern, wird man fragen, welchen eine so weitgreifende Einwirkung beizumessen ist?

IV.

Selbst nur der Versuch einer erschöpfenden Antwort auf die vorstehende Frage, falls überhaupt mein Wissen dazu ausreichte, würde hier zu weit führen. Am zweckmäßigsten und zugleich der Billigkeit entsprechend dürfte es sein, zunächst einem Verehrer der Renaissance das Wort zu überlassen, und zwar einem ganz besonders enthusiastischen Verehrer derselben, dem bereits genannten Kunstschriftsteller Wilhelm Lübke, welchen wir kurz vorher noch als einen nicht minder enthusiastischen Lobredner der Gothik kennen gelernt hatten.

In hohem Maße charakteristisch für seine bezügliche Anschauung sind schon die nachfolgenden ersten Sätze des ersten Capitels seiner, als Sammelwerk übrigens recht verdienstlichen Geschichte der deutschen Renaissance:

> „»O Jahrhundert: die Geister erwachen, die Studien blühen, es ist eine Lust, zu leben!« Mit diesem Jubelruf begrüßt Ulrich von Hutten das Zeitalter der Renaissance in Deutschland. Und in der That: eine gewaltigere Epoche tiefer Erregung, völliger Neugestaltung hat das deutsche Volk nimmer gesehen. Nicht bloß in Italien, sondern auch in Deutschland die ganze Zeit erfüllt von dem manchfachen Streben, mit den alten Vorurtheilen und Einrichtungen aufzuräumen, an Stelle der verknöcherten Vorstellungen des Mittelalters, seiner dumpfen Dogma-Gläubigkeit, seiner vertrockneten Scholastik die lebensfrischen Anschauungen einer neuen Zeit, das Studium des klassischen Alterthums, die tiefere Erkenntniß der Natur und der Menschenwelt zu setzen. — — Es war bestimmt, daß Italien die Welt einer neuen klassischen Formenschönheit entdecken sollte; Deutschland aber war es vorbehalten, zu den letzten Quellen geistigen Lebens hinabsteigend, zu neuer Auffassung religiösen Glaubens und damit zur Umgestaltung des ganzen Daseins durchzudringen.“

Es folgt dann ein Ausflug in die politische Geschichte und wird dem Habsburger Herrscherstamm vorgehalten, daß er „zwar viel für Deutschlands geistige Knechtung, wenig, fast nichts dagegen für

die Pflege seiner höchsten Interessen in Wissenschaft und Kunst gethan" habe, und so sei denn, bis zum Zeitalter der Renaissance, bezüglich der Reformation hin, Gesammt-Deutschland einem immer tiefern Verfalle zugeschritten. Seitens der deutschen Fürsten sei „die geistige Bewegung, wenn auch nicht hervorgerufen, so doch eifrig gefördert" worden. Mit dem Augsburger Religionsfrieden (1555) habe dann Deutschland sich von den Wirrsalen der vorhergegangenen Kämpfe zu erholen begonnen und bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges eines Gedeihens sich erfreut, welches sich in glänzender Entfaltung eines höhern Culturlebens bewährte. Zeugniß davon gebe vor Allem die Architektur (S. 7).

Von einem höhern, mehr kosmopolitischen Standpunkte aus die damalige Lage überschauend, läßt Lübke sodann weiter wie folgt sich vernehmen:

> „Als in der abendländischen Welt das Sehnen nach Befreiung von mittelalterlichem Geistesdruck mächtig zu regen sich begann, war es die wieder entdeckte Herrlichkeit des klassischen Alterthums, in welcher der moderne Geist sein Verjüngungsbad fand. Ein wunderbarer Lenzeshauch weht durch die ganze Zeit, ein Lenz mit aller Blüthenfülle, aber auch mit verheerenden Stürmen. All dies gewaltige Ringen und Regen läßt sich im letzten Grunde darauf zurückführen, daß das Individuum sein Recht, seinen Anspruch auf Freiheit des Denkens und Empfindens geltend machte. Daher wurde das Auftreten des Humanismus zugleich das Signal zum Kampfe gegen die Allgewalt der Kirche."

Es wird eines weitern wohl nicht bedürfen, um klar zu stellen, daß nach der Ansicht dieses Wortführers der Renaissancisten, oder doch eines erheblichen Bruchtheils derselben — ein anderer Theil hält und hielt sich nur an der äußern Schale, ohne den Kern zu beachten — die Renaissance und der mit derselben verquickte Humanismus wesentlich auf die Sprengung der alten Kirche, auf die Untergrabung des traditionellen katholischen Wesens gerichtet waren.

Schon daß ein Ulrich von Hutten als deren Bannerträger uns vorgeführt wird, gibt dies deutlich zu erkennen. In den Augen Lübke's begründet jene Tendenz ihren Ruhm. In Deutschland, so meint er, habe deren Verwirklichung einen mächtigen Aufschwung, einen blüthenreichen Frühling, eine Vertiefung des geistigen, eine

Läuterung des sittlichen Lebens zuwege gebracht, während Italien „zufolge des Ablehnens der humanistischen Bewegung, die mit hoher Begeisterung begonnen war, in einen verpesteten Sumpf gerieth" (S. 8). Nach dem durch seine ganze Darlegung gehenden Tone glaubt man, beiläufig bemerkt, die Stimme eines unserer heißblütigsten Culturkämpfer zu vernehmen, — wie denn auch das in Rede stehende Werk im Jahre 1873 erschienen ist, zu der Zeit, als der „Culturkampf" eben in das Stadium der Glühhitze überging.

Wie ganz anders gestaltet sich das Bild auf dem Grunde einer ruhig-ernsten, umfassenden, in die Tiefe gehenden Geschichtsforschung, sowohl was die Zeit des Ausgangs unseres deutschen Mittelalters, als was die Periode der Renaissance betrifft! Nehmen wir ein Mal die „Geschichte des deutschen Volkes" von J. Janssen zur Hand. Daß dieses Werk auf Forschungen ebengedachter Art gebaut ist, geht für jeden Unbefangenen schon daraus hervor, daß dessen zahlreiche Anfeinder durchweg nur mit Schmähungen gegen dasselbe anzugehen vermochten, während das Werk doch bloß eine Kette, mit wohlbeglaubigten Zeugnissen belegter Thatsachen bietet und dessen Verfasser nirgendwo ein absprechendes Urtheil fällt, geschweige denn zu hochtönenden Phrasen seine Zuflucht nimmt. Bis jetzt ist, wie gesagt, noch Niemand aufgetreten, der wissenschaftlich zu widerlegen vermocht hätte, was, im directen Gegensatz zur diesbezüglichen Schilderung Lübke's, der erste Band jener Geschichte über die Zustände bis zum Beginne des 16. Jahrhunderts berichtet. Das Gleiche gilt von Janssen's Darlegung des Ursprungs der Kirchenspaltung und deren Verlauf bis weit über die Zeit des sogenannten Augsburger Religionsfriedens hinaus, der zu nichts weniger als zum Frieden führte. Das Auge begegnet da nur einem steten Hin- und Herwogen der religiösen Bekenntnisse, in Verbindung mit crasser Glaubenslosigkeit, wechselseitigen Verdammungen in den gemeinsten, kaum wiederzugebenden Ausdrücken, sittlicher Verwilderung bei Hoch und Niedrig in weitesten Kreisen, es begegnet vom alten Glauben abgefallenen, gegen ihre Unterthanen härtesten Gewissensdruck übenden, auf Geld- und Machtzuwachs versessenen Fürsten, zum Theil complottirend mit dem Ausland, namentlich mit dem westlichen Erbfeinde der deutschen Nation. Kaum irgend ein Lichtpunkt bietet sich sozusagen dar, mit alleinigem Ausschluß des ruhigen Wirkens der Jesuiten unter Anfeindungen jeglicher Art. — Aber Janssen ist

ein „Römling" und dazu noch ein Römling, der die Jesuiten in besondern Schutz nimmt. Das genügt den „geistesfreien" Gegnern, um ihn für unglaubhaft zu erklären; einer Widerlegung seiner Aufstellungen bedarf es nicht erst!

Der ebengedachte Ablehnungsgrund, und wohl auch kein sonstiger irgend stichhaltiger, kann einem andern Forscher entgegengehalten werden, welcher ebenwohl über die in Rede stehenden Zustände Zeugniß ablegt. Es ist dies der Professor der Philosophie bei der protestantischen Berliner Universität, Dr. Friedrich Paulsen in seinem jüngst erschienenen Werke: „Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart" (812 S.). Im ersten, „das Zeitalter des Humanismus und der Kirchenreformation" überschriebenen Buche wird eingehend über Renaissance und Humanismus und deren Verhältniß zum Mittelalter gehandelt. Es heißt da u. A., Hunderte von Zeugen bestätigten es, daß, wie der Katholik Bartholomäus Kleindienst im Jahre 1560 geklagt habe, „dem deutschen Volke der alte, einheitliche, katholische Glaube durch allerlei Lügen und Verleumdungen verhaßt und verächtlich gemacht sei, während fortwährend so viele neue Lehrer und Secten aufgetreten seien, von welchen jede die beste, die allein evangelische sein wolle, so der gemeine Mann schier nicht mehr wisse, was er glauben solle." (S. 7.) Das Mittelalter erscheint Paulsen „gar nicht als verknöchert, weltflüchtig und lebenssatt, sondern voll Freude und Verlangen". Den Augsburger Religionsfrieden anlangend, sagt er, „die Unterthanen seien bei demselben nicht in Betracht gekommen"; dieselben hätten sich lediglich nach der Religion ihrer Obrigkeit zu richten gehabt; von Gewissensfreiheit, von Freiheit des religiösen Bekenntnisses des Einzelnen sei keine Rede mehr gewesen; thatsächlich sei der ruchlose Satz: „Wessen das Land, dessen auch die Religion" längst schon vor dem „Religionsfrieden" in Geltung gewesen.

Diese Aeußerungen Paulsen's passen gar schlecht zu der erwähnten Behauptung Lübke's, daß „im Kampf gegen die Allgewalt der Kirche", im Gegensatz zu der mittelalterlichen „Geisteskechtschaft" der Humanismus dem Individuum „die Freiheit des Denkens und Empfindens" zurückerobert habe. Wohin man auch immer das Auge richtet, bis zu dem brudermörderischen, seitens der protestantischen Fürsten mit Hülfe des Auslandes geführten dreißigjährigen Kriege hin, der unser

deutsches Vaterland zu einer Wüste machte, ist im Hinblick auf das große Ganze nichts von „Lenzesduft und Blüthenfülle" oder von einem „Verjüngungsbade", nichts von einer „Vertiefung des religiösen Gemüthes, des geistigen Lebens der Nation", von einem „sittlichen Genius", einer „Wiederbelebung des attischen, überhaupt des altgriechischen Geistes" zu gewahren, — endlich auch nichts von einem begeisterten Streben nach dem hellenischen oder einem sonstigen Schönheits-Ideale. Die hervorragenden Träger und Förderer des Humanismus erscheinen da auch nichts weniger als glanzumstrahlt. Ueber Petrarca z. B., „den belorbeerten Prototyp der humanistischen Bildung" und der Renaissance, sagt er (S. 38), „zum Entzücken habe derselbe von Weisheit und Tugend zu reden verstanden, nie aber seien dieselben in sein Leben gekommen; obgleich Priester, habe derselbe Concubinen und Kinder gehabt, für welche er auf die Pfründenjagd ausgegangen sei; in der Sprache Virgils habe er die Reize des Naturlebens auf's anziehendste geschildert, dahingegen dem Visconti'schen Hofhalt in Mailand als Schaustück und Prunkredner gedient." Nicht viel anders verhält es sich um die übrigen italienischen Frührenaissancisten, viel schlimmer noch um Pietro Aretino, auch einen ihrer Koryphäen, der wegen einer Anzahl von Sonetten auf unzüchtige Zeichnungen des renaissancistischen Malers Giulio Romano aus Rom verbannt ward — leider nicht für immer.

Solcher Art war die „hohe Begeisterung", mit welcher die humanistische Bewegung in Italien begann. Daß sie dort begann, findet seine Erklärung und zugleich eine Art von Entschuldigung darin, daß griechisch-römische Cultur noch einigermaßen traditionell in der Volksanschauung fortlebte. Wenn sie jenseits der Alpen ein höheres Maß von Stumpfheit, wie solche noch heutzutage bemerkbar ist, in ästhetischer Beziehung zuwege brachte, in Akademien wie die della crusca und die Arcadia gewissermaßen verkindete, so hat dies keineswegs in dem „Ablehnen der reformatorischen Bewegung", wie Lübke meint, seinen Grund, sondern vielmehr darin, daß man sich in Renaissance bis zur Trunkenheit übernommen hatte. Ward doch sogar zur Abwendung einer Epidemie, ganz in heidnischer Weise, zu Rom auf dem Forum ein Stier feierlich geopfert, Papst Leo X. bei seinem Einzuge auf der Engelsbrücke in Hexametern begrüßt, welche, auf dessen Vorgänger zugleich anspielend, dahin lauteten:

Einst hatte Venus ihre Zeit, einst Mars die seine; jetzt ist die Zeit der Pallas Athene gekommen!

In formaler Beziehung tief unter den italienischen Humanisten stehend, thaten die Deutschen im Uebrigen es denselben so ziemlich gleich. Betreffs ihrer muß ich mich darauf beschränken, auf das Werk Paulsen's zu verweisen, namentlich auf das, was er über die gegen kirchlich gesinnte Ordensleute gerichteten satyrischen Litterae obscurorum virorum (Briefe von Dunkelmännern) mittheilt, deren Verfasser in Deutschland den Reigen führten. Den Mittelpunkt des Kreises, welchem sie angehörten, bildete ein gewisser Mutianus. Wie derselbe über geschlechtliche Verhältnisse dachte, ist aus bisher ungedruckten Briefen von seiner Hand an junge Freunde zu entnehmen, welchen er dringend rieth, sich doch ohne Heirath zu behelfen. Hinsichtlich des Househelden Lübke's und gar vieler moderner Bewegungsmänner, Ulrich's von Hutten, äußert sich Paulsen wie folgt:

„Befremdlich bleibt es, wie Strauß den fränkischen Ritter, welcher, an elender Krankheit dahin siechend, allzeit ohne Geld im Beutel, aber voll großartiger Ansprüche, umherzog und mit lateinischen Versen die Liberalität von geistlichen und weltlichen Herren stimulirte, als Vorkämpfer deutscher Freiheit und Bildung dem deutschen Volke hinstellen konnte. Aber er hat Rom angegriffen. Ich denke doch, daß es besserer Waffen und besserer Männer im Kampfe für deutsche Freiheit und Bildung bedurfte und noch alle Tage bedarf."

Den Inhalt des ersten Buches faßt Paulsen betreffs der Renaissance auf S. 298 dahin zusammen, daß die nächsten Folgen derselben „eine gelehrte und dem Volksleben entfremdete Litteratur, Religion, Kunst, Rechtsprechung und Regierung, überhaupt eine Verarmung des eigenen Volkslebens" gewesen seien.

Obgleich das bis hierhin Gesagte wohl ausreichen dürfte, um die Ausführungen und Declamationen zur Verherrlichung der Renaissance auf ihren wahren Werth zurückzuführen, glaube ich doch noch, da es sich um eine brennende, namentlich für das Kunstwesen überaus bedeutsame Tagesfrage handelt, folgen lassen zu sollen, wie die italienische, von einem als strenggläubiger Protestant weithin bekannten, hochachtbaren Manne, dem in der Geschichte des preußischen Unterrichtswesens hervorragenden Ministerialrathe a. D.

Dr. L. Wiese, beurtheilt wird. In seiner 1880 erschienenen Schrift „Renaissance und Wiedergeburt", betreffs welcher ich im Uebrigen manchen entschiedenen Vorbehalt mir gestatte, sagt er unter Anderm: nicht bloß, was schön, sondern auch was recht und gut sei, habe man vom Alterthum lernen, nicht bloß antik denken, sondern auch antik leben gewollt; so sei man denn bald bei der Ungebundenheit des heidnischen Naturalismus angelangt; gar oft habe sich unter der schimmernden Hülle einer klassischen Bildung nicht nur die äußerste Frivolität, sondern zügellose Sinnlichkeit, Tücke und Grausamkeit, auch bei den Angesehensten, geborgen; das schon zeige zur Genüge, wie die auf das Heidenthum gepfropfte neue Cultur zum Christenthum und zu seiner Forderung innerer Wiedergeburt sich verhalte (S. 27). Bald sei denn auch, sagt der genannte Schriftsteller weiter, die christliche Kunst von ihrer Höhe herabgesunken; eine Macht der Erhebung hätte sie nicht mehr besessen, am wenigsten für das Leben der Kirche. — Es muß auffallen, daß Wiese mit Uebergehung des 16. Jahrhunderts, in welches die Kirchenspaltung fällt, das siebenzehnte und „zum Theil noch das 18. Jahrhundert als zu den trübsten Zeiten der deutschen Geschichte gehörend" qualificirt. Der thatsächliche Verlauf des erstgedachten Jahrhunderts, wie derselbe sich in den nach dem Erscheinen seiner Schrift veröffentlichten Werken von Janssen und Paulsen actenmäßig dargelegt findet, wird denselben, was das damalige religiöse und das sittliche Leben unseres Volkes, sowie was die deutsche Litteratur betrifft, wohl eines andern belehrt haben. — Darauf, daß auf litterarischem Gebiete neben der heidnischen Renaissance noch eine christliche herlief, wie dies Ludwig Pastor in der Einleitung zu seiner „Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters" ausführlich darlegt, gehe ich nicht weiter ein.

Die angestammte deutsche Kunst, welche uns hier zunächst interessirt, leistete allerdings der eindringenden Renaissance einen etwas längern und kräftigern Widerstand, als die Gothik in Italien, wie dies die sogenannte deutsche Renaissance zeigt, welche den gothischen Grundgedanken, das mittelalterliche Schema noch bis tief in das 16. Jahrhundert hinein durchblicken läßt. Allein schon im Beginne dieses Jahrhunderts geriethen unsere großen Monumentalbauten durchweg in's Stocken, gleich als ob ein giftiger Mehlthau auf dieselben herabgefallen wäre, während die Neubauten

stetig der Roccoco-Verwilderung entgegengingen. Die selbstbewußten, freiheitsstolzen Obermeister der Hütten wurden von gelehrtthuenden Hofarchitekten, nicht ganz selten Italienern oder Franzosen, abgelöst, zum Theil geradezu als Hoflakaien behandelt, während die Technik mühsam in den ebenwohl mehr und mehr verkommenden Zünften sich fortschleppte, ohne eines Aufschwungs fähig zu sein. Abgesehen von einer Anzahl nach französischer Schablone errichteter Fürstenpaläste und Adelssitze, bekundete sich das Interesse für die Sache der Kunst nur noch in der Einrichtung von Galerien und Museen, meist seitens verschwenderischer Potentaten, welche dadurch um ihre Person oder um ihre Residenz Glanz verbreiten zu sollen glaubten. Während man für die Museen die kleinsten Reste vorchristlicher Kunst sammelte, zerstörte oder mißhandelte man auf's gröblichste die aus dem Volksgeiste erwachsenen Baudenkmale, zerschlug, um der „Aufklärung" willen, die kostbarsten Farbenfenster, übertünchte die mittelalterlichen Wandgemälde, verschacherte die mit den kunstreichsten Initialen versehenen Pergament-Manuscripte an Trödler und Goldschläger.

So das Ende der vielgerühmten renaissancistisch-humanistischen Bewegung auf dem Gebiete der Kunst im Allgemeinen.

Wie weit es zufolge dieser Bewegung mit der Verachtung unserer altdeutschen Baukunst gekommen war, erhellt in voller Klarheit aus der nachfolgenden Beurtheilung derselben durch den von heutigen Litteraten noch als „deutschen Vasari" gefeierten, als damalige Illustration ersten Ranges durch Kaiser Ferdinand III. geadelten Malers und Kunstschriftstellers Joachim von Sandrart, geboren im Jahre 1606 zu Frankfurt am Main, gestorben in Nürnberg (!) 1688 als Director der dortigen Akademie. In seinem zu Frankfurt a. M. 1675—1679 erschienenen, aus acht Foliobänden bestehenden Werke „Die teutsche Academie der Bau-Bildhauer- und Malerkunst" läßt er, nachdem er zuvor, ganz im Sinne unserer Modernisten, den Spruch gethan, daß „die Köstlichkeit einer Kunstsache nach der wahren, lebhaften Natürlichkeit zu bemessen" sei, sich also vernehmen:

> „Gothische Bauart nennt man diejenige, welche nach dem Verfalle des guten Geschmacks üblich wurde, wo weder richtige Verhältnisse, gehörige Eintheilungen, noch mit Verstand angebrachte Zierrathen anzutreffen sind. Die Gothen brachten solche nach Italien, nachdem alle guten Künste vertrieben waren.

> Dieser schlechte Geschmack hat auch gar lange in unserm Deutschland geherrscht. Die vielen Thürme, als der Stephansthurm zu Wien, der Münster zu Straßburg und viele Kathedralkirchen in Frankreich sind Beweise davon. Man bewundert die Festigkeit dieser Gebäude und muß einen gewissen Fleiß und Geduld daran loben. Allein man sieht dem Ganzen doch etwas Aengstliches und Gezwungenes an. Die Zierrathen sind überhaupt an dem unrechten Orte angebracht. Mit einem Worte: es fehlte damals den Baumeistern die Wissenschaft einer klugen Disposition, welche die Seele der Baukunst ausmacht. Hätten sie überhaupt Wissenschaft besessen, so würden sie unser Jahrhundert an solider Bauart übertroffen haben." (Bd. I, S. 21.)

Unbarmherziger noch wird mit der armen Gothik an einer andern Stelle umgesprungen. Nach einer Besprechung des Ranges der verschiedenen Künste, unter welchen er der Malerei die Palme reicht, kommt Sandrart auf die fünf klassischen Ordnungen der Baukunst und fährt also fort:

> „Noch ist eine, die sechste Ordnung, Gothica, genannt, welche von den Alten nach Verlaß der Baukunst an Geschicklichkeit und Verstand sehr weit abgewichen, weil sie keine richtige Ordnung, Maß und Proportion beobachtet und eben so bald unter das Hauptthor, auf welchem die größte Last liegt, kleine, schmale Säulen setzt. Ja, sie behängt die Säulen mit Weinreben und Weinblättern, bald so dick, als ob ein ganzes Weingebirge darauf gebaut wäre, bald aber so subtil, zart und wenig, als wären es kleine ausgeschnittene Cartonblättlein. In diesem Irrgarten haben unsere alten Teutschen lange und viel gewaltet und solches für eine Zier gehalten, wie denn fast alle alten Gebäude, auch die fürnehmsten, mit dergleichen Unordnung erfüllt sind. Diese Unform haben die Gothen nach Italien gebracht; denn nachdem Rom verheert und zerstört, und fast alle römischen Künstler in selbigen Kriegszeiten umgekommen, haben sie nachgehends diese schnöde Art zu bauen eingeführt, womit sie ihrer Verwüstungen halber durch ganz Welschland mehr denn tausend Flüche auf den Nacken gebürdet und gezogen."

So weit war an der Hand der humanistischen „Wissenschaft" die Erkenntniß von der Geschichte und dem Wesen unserer vaterländischen Architektur gekommen! Auch von einer, zufolge des während des Mittelalters vernachlässigten, mit dem Humanismus aufgekommenen Studiums griechischer Litteratur angeblich zuwege gebrachten attischen Feinheit des Ausdrucks haben wir da eine Probe.

Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hin waren die Grundanschauungen Sandrart's die allgemein herrschenden. So ist u. a. in einem 1790 erschienenen „Versuch einer Geschmackslehre" von einem Berliner Aesthetiker Namens Lazarus Ben David auf Seite 273 zu lesen:

„Nur der ganz rohe und durch das Nomadische ihrer Lebensart bestimmte Geschmack der Araber oder vielmehr der Sarazenen brachte in dem, was man ein gothisches Gebäude nennt, tulpenartige Linien zur Begrenzung der Körper in der Baukunst an."

Man sieht, dieser Ben David ist doch wenigstens von den rohen Gothen zu den raffinirten Sarazenen, von den „Weinblättern" zu den Tulpen fortgeschritten. Auch noch in unserer Zeit glaubt man übrigens mitunter ein Echo der von Sandrart angeschlagenen Töne zu vernehmen. Dem sei hiermit gegenübergestellt, was ein um die Sache unserer monumentalen Kunst hochverdienter Forscher, den man weder als „Römling" noch auch als Romantiker perhorresciren kann, der in der Architektenwelt rühmlichst bekannte Verfasser der „Kunst-Topographie Deutschlands", Dr. Wilhelm Lotz, in einem zu Kassel und demnächst zu Berlin vor Fachmännern gehaltenen Vortrage (S. 23) über den gothischen Baustyl gesagt hat:

„Was uns betrifft, so wäre zu wünschen, daß die heutigen Baukünstler endlich einmal von dem Umhersuchen in allen Architekturen des Alterthums und der Neuzeit zurückkämen und vor allen Dingen in einem Styl die Meisterschaft zu erreichen strebten, was nach dem Sprüchwort: vita brevis ars longa nur dann möglich ist, wenn man einen Styl sein eigen nennen kann. Dieses aber ist nur dann möglich, wenn man die übrigen ungeübt läßt. In der That spricht es für einen Mangel an Charakter, worin unsere Zeit von allen frühern Zeiten wesentlich sich unterscheidet, daß ihr der Baustyl fehlt.

Hier gilt es also, unter dem Vorhandenen zu wählen. Wer den gothischen Baustyl wirklich kennt, dem kann diese Wahl keine Qual bereiten."

V.

Steht zu hoffen, daß dem von Lotz ertheilten Rathe Folge gegeben werden wird? Es ist gut, betreffs dieser Frage Illusionen fern zu halten. In allem menschlichen Thun und Lassen pflegt der Verstand, das Erkenntnißvermögen, gegenüber dem Willen, dem Begehrungsvermögen, eine untergeordnete Rolle zu spielen. Zunächst werden nicht Wenige in Bezug auf Kunst- und Stylfragen überhaupt nichts hören oder lesen wollen, schon um an ihrem „Geschmack" nicht irre zu werden. Andere treten solchen Fragen zwar näher, allein sie beantworten sich dieselben, sobald es irgendwie zur That kommen soll, nicht nach Maßgabe der Gründe Für und Wider. Ihr Verhalten erinnert dann an die Worte Ovid's: Video meliora proboque, deteriora sequor (ich erkenne das Bessere und billige es; dem Schlechteren folge ich); nur bekennen sie dies höchst selten mit der Aufrichtigkeit des römischen Dichters. Schonender, nach der Sprechweise Kant's ausgedrückt, trägt bei ihnen die „praktische" Vernunft über die „reine" den Sieg davon. So wollen die Speculanten vor allem möglichst viel Geldgewinn herausschlagen; in welcher Bauweise dies zu bewerkstelligen ist, erscheint ihnen als das einzig und allein entscheidende Moment. Bei Architekten in großer Zahl gibt schlechthin der Umstand gegen die Gothik den Ausschlag, daß sie dieselbe nicht zu bemeistern vermögen, was allerdings eine sehr schwierige, so zu sagen den ganzen Mann und sein ganzes Leben in Anspruch nehmende Aufgabe ist, und wozu namentlich auf unsern Akademien, wenigstens bislang, eine zureichende Anleitung nicht gegeben ward. Die Architekten jener Art verdienen insofern Dank, als die leider so vielfach geübte Pfuschgothik tief unter der niedrigsten Stylart steht und dem Aufkommen der echten Gothik am hinderlichsten ist. Eine weitere Gruppe bilden Diejenigen, welchen es an Muth und Kraft gebricht, der sogenannten öffentlichen Meinung, der Modeströmung sich entgegenzustemmen, und die, mehr

oder weniger willenlos unter dem Einfluß landläufiger Schlagwörter stehend, in ihrer Seelenruhe sich durch Gegenargumente sehr ungern stören lassen.

Solcher Ungunst zum Trotz gilt das Folgende vorzugsweise letzterer Kategorie, namentlich den zu derselben zählenden Baulustigen, in der Hoffnung, daß eine Bekehrung derselben doch nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, zumal da bekanntlich Schlagwörtern und Moden ein dauernder Bestand nicht beiwohnt.

Unverkennbar wird dermalen die Renaissance von einer mächtigen Modeströmung getragen, wie vordem alles, was auf Bildung Anspruch machte, für den Schinkel'schen Hellenismus schwärmte. Sogar „Renaissance-Kerzen" werden bereits von namhaften Handelsgeschäften in öffentlichen Blättern feilgeboten. Schon das bloße, nach Pariser Weltbildung schmeckende Wort „Renaissance" hat, im Gegensatz zu „Gothik", etwas Bestechendes, nicht bloß dem großen Haufen Imponirendes. Speculiren doch auch in ähnlicher Weise, und zwar ebenwohl nicht ohne Erfolg, unsere Gasthofbesitzer auf die höhere Gesellschaftsschichte, indem sie ihre „Menus" in französischer Sprache abfassen, sowie ehrsame Schneidermeister, welche sich „Marchand tailleur" tituliren. Sicherlich würde schon gar mancher der Renaissance Zugewendete ihr den Rücken kehren, wenn man das vornehm tönende Wort nur eben ganz einfach auf gut deutsch in „Wiedergeburtsstyl" übersetzte. Wohlweislich haben daher die Förderer der Renaissance von solcher Uebersetzung Abstand genommen, zumal alsdann die Frage allzu nahe gelegt wäre, was denn eigentlich „wiedergeboren" werden soll. Ursprünglich dachte man an das heidnische Alterthum, während unsere Renaissancisten in dieser ihrer Eigenschaft die ganze Stylscala, vom Ende der Gothik ab bis zum Perückenstyle hin, durchlaufen, auch noch eigenes Wachsthum verschiedenster Art hinzufügen. Im Grunde könnte daher die heutige Renaissance nur als Nachgeburt der Wiedergeburt bezeichnet werden.

Unbefangene muß es in hohem Maße befremden, daß der ausländische Ursprung und Grundcharakter der Renaissance durchweg so leicht hingenommen wird, sogar auch von Solchen, welche der Gothik, wie oben gezeigt ward, zum Vorwurf machen, daß sie den Franzosen ihre Entstehung verdanke. Wie viel liest man nicht täglich von der Nothwendigkeit, das „deutsch-nationale Bewußtsein"

zu heben! Und gerade Diejenigen, welche den „nationalen Gedanken", das „deutsche Gewissen" vorzugsweise im Munde führen, gerade diese erweisen sich durchweg als Hauptförderer der welschen Renaissance. Leider übt diese Gattung von Patrioten auf dem Kunstgebiete einen nahezu maßgebenden Einfluß aus. Das neue Reichstagsgebäude für Deutschland muß im Styl der Renaissance erbaut werden, die in altdeutschem Style von Friedrich Schmidt und Gilbert Scott entworfenen Pläne für das Berliner und für das Hamburger Rathhaus durften, obgleich beide preisgekrönt, nicht ausgeführt werden; sie mußten, beziehungsweise müssen vor einem gewissen, undefinirbaren Mischmaschstyle das Feld räumen. In unserer Reichshauptstadt, die so manche Million zum Zweck der Herrichtung monumentaler Neubauten verschlingt, gibt auch nicht eine einzige derselben zu erkennen, daß unser Vaterland sich einer dem germanischen Geiste und Wesen entsprossenen Bauweise rühmen kann, die ihresgleichen noch nicht gefunden hat. Ja, noch mehr, selbst für die Hauptstadt von Elsaß und Lothringen, auf deren Germanisirung man in so hohem Maße bedacht ist, ward von Reichswegen ein Universitätsbau decretirt, dessen Physiognomie keinen Zug von echtem Deutschthum darbietet, und weiter erhebt sich daselbst ein gleichfalls von Berlin ausgegangener Kaiserpalast in florentinisirender Bauart. Was in aller Welt, so darf man wohl fragen, hat das deutsche Kaiserthum mit den Florentinern zu schaffen? Vergebens habe ich im Reichstag gegen diese Projecte Einspruch gethan; bei der ersten Lesung stand die Majorität mir zur Seite, schließlich aber ward doch dem Drängen der Reichsregierung Folge geleistet, weil alle Vorbereitungen schon derart getroffen seien, daß eine Umkehr die größten Mißstände zur Folge haben würde.

Wer lächelt nicht, wenn er liest, wie Friedrich der Große Gellert gegenüber sein Befremden darüber aussprach, daß ein so begabter Mann seine Werke in deutscher, nicht in französischer Sprache abfasse? Leicht könnte ein solches Lächeln sich einmal gegen Diejenigen wenden, welche heute dem deutschen Volke die fremdländische Kunstsprache einzureden bemüht sind.

Eine nicht geringe Zahl der vorstehend bekämpften Gegner der Gothik sucht sich gegen den Vorwurf der Ausländerei dadurch zu decken, daß sie sich zur sogenannten deutschen Renaissance bekennt. Diese verschämten Renaissancisten scheinen nicht zu gewahren, daß

schon die Verbindung der beiden Wörter einen innern Widerspruch anzeigt; es wird ihnen auch schwer fallen, irgend etwas namhaft zu machen, was von deutschem Wesen zufolge des italienisch=französischen Einflusses „wiedergeboren" worden ist. Im geraden Gegentheil hiervon beruht der Hauptreiz derjenigen Bauten, welche jene Renaissancisten als Muster empfehlen, in den aus der gothischen Periode trotz des Einflusses der Renaissance, herübergeretteten mittelalterlichen Bestandtheilen derselben; er beruht darin, daß dieselben das deutsche Wesen nicht vollständig verleugnet, mit den alten Traditionen nicht ganz und gar gebrochen, vielmehr den gothischen Grundgedanken festgehalten und nur in Bezug auf Aeußerlichkeiten, bald mehr, bald weniger, von der Antike geborgt haben. Ganz dasselbe hat aber auch in andern Ländern, namentlich in Frankreich stattgefunden, wo gar viele Bauwerke den nämlichen Charakter an sich tragen, wie die bei uns zu Lande unter die Rubrik „deutsche Renaissance" gebrachten. Es kann daher von specifischem Deutschthum, von „nationalem" Styl da nicht die Rede sein, vielmehr erscheint die gebräuchlichere Bezeichnung „Frührenaissance" weit angemessener.

Insofern könnte dieser Frührenaissance wohl das Wort geredet werden, als sie geeignet ist, für die Rückkehr zum vollen, echten altdeutschen Style eine Brücke zu bilden; thatsächlich dient dieselbe aber meist nur als Aushängeschild, als Flagge zur Deckung jedweder modernen, irgend einem nachgothischen Styl ähnelnden Machwerke. Allerdings haben alte Meister der Frührenaissance Bewundernswerthes geschaffen; allein in ihnen war die mittelalterliche Tradition noch nicht erloschen, und es stand ihnen überdies noch die gerade während der spätgothischen Periode so glänzend entwickelte frühere Technik zu Gebote. Ein heutiger Architekt, welcher das Wesen der Gothik wahrhaft beherrscht, wird sicherlich der ganzen vor der halben den Vorzug geben; der sich nicht in dieser Lage Befindende schlägt nothwendig in eine Art von Barockstyl um, wie dies ja auch, sobald das gothische Bildungsgesetz nicht mehr maßgebend war, im 16. Jahrhundert geschah und dermalen schon wieder der Fall ist.

Um mein Verhältniß zur Renaissance wenigstens gegen den Vorwurf des Fanatismus zu schützen, beziehe ich mich auf eine Aeußerung des über solchen Vorwurf doch wohl erhabenen Culturhisto=

rikers **Riehl** in seinen „Culturstudien aus drei Jahrhunderten" (S. 129): „Keine Kunstperiode hat eine so spannenkurze Blüthe gehabt, wie die echte Renaissance; schon da sie zur Welt kam, trug sie das Muttermal der Manier an der Stirne. Diese Manier in ihrer Fülle und Reife ist das Roccoco." Das gleiche Attest stellte jüngst der bekannte Berliner Kunstschriftsteller **Rosenberg** in den „Grenzboten" (Jahrgang 45, I. S. 75) der wiedergeborenen „deutschen Renaissance" aus: „Mit Riesenschritten ist die Vorliebe für Barock und Roccoco gewachsen, und wir müssen leider sagen, daß die deutsche Renaissance nur noch der Styl für Bierhäuser und Weinstuben ist." So lauten seine Worte.

Die unbekehrbaren Renaissancisten möchte ich noch bitten, zum mindesten nachfolgenden gutgemeinten Rath in Erwägung zu ziehen. Derselbe geht dahin, statt, wie herkömmlich, in Italien, ihre bezüglichen Studien in **Spanien** zu machen. Das erstgenannte Land ist bereits dermaßen von Kunstschriftstellern, Zeichnern und Nachahmern des dort befindlichen Interessanten ausgebeutet, daß letzteres gemeinplätzig geworden ist und dem Studium keinerlei neue Seite mehr darbietet. Nicht so verhält es sich in Betreff Spaniens. Auch in dieses Land war von Italien aus die humanistische Malaria gedrungen und hatte so entnervend auf die höhern Schichten des so ahnen- und freiheitsstolzen, wahrhaft ritterlichen Volkes gewirkt, daß selbst ein tapferer Kriegsmann, der 1536 im Kampfe gefallene Garcilaso de la Vega, einen Ruhm darin suchte, süßliche Sonette sowie elegante Schäfergedichte in möglichst getreuer, mitunter geradezu buchstäblicher Nachahmung italienischer und altrömischer Muster zu fabriciren, und von den Trägern der damaligen Mode als ein litterarischer Stern erster Größe gepriesen ward. Glücklicherweise erhob sich der spanische Volksgeist wieder zu der Höhe, auf welcher die Calderon, Lope de Vega und Cervantes thronen, leider um demnächst wieder in französelnde Manier herabzusinken.

In weit geringerm Maße als die Poesie ward die Architektur durch die Renaissance während des 16. Jahrhundert dem Nationalcharakter der Spanier entfremdet. Jedenfalls überragt das damals Geschaffene das Italienische in Bezug auf Originalität und phantastisch durchgebildeten Formenreichthum, überhaupt auf ästhetischen Gehalt. Damit soll den in Rede stehenden Strebern im Baufache keineswegs zugemuthet sein, ohne weiteres über die Pyrenäen zu wandern. Auch ich habe

hinsichtlich des über die Architektur Gesagten meine Ansicht nicht angesichts der Originale mir gebildet. So mögen denn ebenso unsere Baukünstler wenigstens vorläufig, auf Grund von litterarischen Hülfsmitteln und Abbildungen sich entscheiden, ob denselben ihrerseits beizupflichten ist. Zu diesem Zwecke seien hiermit besonders die trefflichen, bei J. Laurent in Madrid erschienenen Photographien empfohlen, deren über hundert, Renaissancewerke darstellend, mir eben vorliegen.

Gewisse Kunstförderer, welche jedweder Stylrichtung gerecht werden zu sollen glauben oder mit keinem Theil es verderben möchten, bekennen sich zu dem Satze, daß in einem Orte zu errichtende bedeutendere Bauten in dem daselbst nun einmal vorherrschenden Style zu halten seien. Diesem Satze kann nur die Ansicht zum Grunde liegen, daß zwischen dem Werthe der verschiedenen Bauweisen ein wesentlicher Unterschied nicht bestehe; andernfalls wäre nothwendigerweise darauf Bedacht zu nehmen, daß gerade dort vor allem, wo ein Styl aus der Zeit des Kunstverfalles vorwaltet, der mustergültigste zur Anwendung zu kommen hätte, um so dem Rechten endlich Bahn zu brechen. Ein stichhaltiger Grund ist in der That dafür nicht abzusehen, daß um des Schlechtern willen das Bessere ferngehalten werde. In naher Verwandtschaft mit jenem Satze steht die Gepflogenheit gewisser Architekten, betreffs der Stylwahl lediglich dem Belieben des Bauherrn nachzukommen, je nach dessen Geschmack antik, romanisch, gothisch, barock oder auch ganz styllos zu construiren, ungefähr so wie Apotheker für jedes ihnen präsentirte Recept eine besondere Büchse in Bereitschaft haben. Solchen Architekten werden durchweg nur Aufgaben der zuletzt gedachten Art gelingen. Allerdings ist es bei der eklektischen Richtung des öffentlichen Unterrichtswesens und bei der im Publicum in ästhetischer Beziehung herrschenden Verschwommenheit für den Architekten nicht etwas Leichtes, principgetreu auf einer festen Linie nach einem bestimmten Ziele hin sich zu halten. Auch für die Baukünstler gilt überdies der Spruch: Avant tout il faut vivre (vor allem muß man leben). Diejenigen aber, welche durch ihre Verhältnisse sich genöthigt finden, auf diesen Spruch besondere Rücksicht zu nehmen, sollten wenigstens das von ihnen erkannte Rechte stets im Auge behalten, demselben thunlichst ihre Kraft zuwenden und Alles aufbieten, um die Baulustigen dafür zu gewinnen.

Wie das Wissen Macht, die oberflächliche Vielwisserei Schwäche ist, so führt auch der Eklekticismus in der Kunst allmälig zur Ohnmacht; der Eklekticismus, zu deutsch: die Stylmengerei, ist mit einem Worte die bedenklichste Wunde am Kunstorganismus unserer Gegenwart. Was er, in der höchsten Potenz geübt, zuwege bringt, bekundet u. a. in besonders hervorstechender Art der jüngst erbaute Brüsseler Justizpalast, bei welchem es unverkennbar auf die endliche Begründung des so lange schon ersehnten kosmopolitischen Zukunftstyls, mittels einer Mixtur verschiedenartigster Stylelemente, nur mit Ausschluß alles Gothischen, weil an „mittelalterliche Finsterniß“ erinnernd, abgesehen war. Schwerlich geschah dem die Stadt überherrschenden Koloß ein Unrecht, wenn er von anerkannten Autoritäten als ein architektonisches Ungeheuer bezeichnet ward. Auch betreffs der Kostenfrage bildet dieser Palast, welcher die weltberühmten gothischen Rathhäuser Belgiens in jeder Beziehung aus dem Felde schlagen sollte, ein warnendes Exempel. Obgleich die dem weitgehendsten Liberalismus huldigende Brüsseler Stadtverwaltung mittels desselben einen Triumph der modernen Aufklärung zu feiern gedachte, drohte dem Bauwerke doch eine Zeit lang das Schicksal, wie die Votivkirche in dem benachbarten Laeken, unvollendet zu bleiben, weil die Summen, welche es über die Veranschlagung hinaus nach und nach verschlang, die besagte Stadtverwaltung sowohl, als die damals gleichfalls noch hochliberale, im Allgemeinen die Staatsmittel durchaus nicht schonende Landesvertretung in an Panik grenzenden Schrecken versetzten. Nicht minder lehrreich als dieser Palast erscheint nach einer andern Seite hin die eben genannte Votivkirche. Dieselbe, in gothischem Style gedacht, steht als Halbruine da, weil der Architekt, welcher sie errichten sollte, die Schwierigkeit der Gothik unterschätzt, sich aus Mangel an praktischer Erfahrung mehr zugetraut hatte, als er zu leisten vermochte. Und doch waren beide Architekten renommirte, staatlich bestallte Repräsentanten der Bauwissenschaft! Man wird es hoffentlich anerkennen, daß ich mich nach warnenden Vorkommnissen der eben dargelegten Art, statt in Deutschland, im Auslande umgesehen habe.

VI.

Richten wir nach den vorstehenden Erörterungen allgemeinerer Art wieder ein Mal den Blick nach Köln's Neustadt hin, und zwar dies Mal auf das in beträchtlichem Maße noch zu bebauende Terrain. Betreffs der Häuser, welche dort die Straßen einfassend sich erheben werden, sei nur noch dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß an denselben die Virtuosität der Putzer sich weniger als bisheran geschehen, bethätigen und dafür der Sinn für das Organische, Gesetzmäßige entschiedener zur Erscheinung kommen möge. — Vorzugsweise soll das gedachte Terrain zur Anlage von Villen bestimmt sein, ein Vorhaben, welches in mehr als einer Beziehung willkommen zu heißen ist. Es bietet sich da Gelegenheit, die andern deutschen Städte in ästhetischer Beziehung zu überflügeln, selbst das geldmächtigere Hamburg nicht ausgenommen, dessen so zahlreiche Villen nur durch ihre Vorgärten, nicht aber durch ihr künstlerisches Gepräge eine Concurrenz schwer machen.

Abgesehen davon, daß das in Rede stehende Bebauungssystem die Atmosphäre reiner erhält, überhaupt in gesundheitlicher Hinsicht weit zuträglicher ist, als die übliche, geschlossene Einfassung der Straßen mit Wohngebäuden, deren Rückseiten meist Uebelständen mancher Art ausgesetzt sind, bietet dasselbe, wie gesagt, namentlich auch in formaler Beziehung, schwerwiegende Vortheile dar, indem nicht der Polizeistock die Schönheitslinie vorzeichnet, jedenfalls eine ungleich freiere Bethätigung des ästhetischen Sinnes sich ermöglicht findet. Alles kommt nur darauf an, daß diese Freiheit in rechter Weise benutzt wird, daß sie nicht in Willkür ausartet. Zunächst ist darauf Bedacht zu nehmen, daß die Villen, in keiner Art eingezwängt, durch ihre nächste Umgebung einen möglichst ländlichen Charakter erhalten. Obgleich den Villenbauten eine gewisse Unregelmäßigkeit in ihrer Erscheinung nach außen hin, im Gegensatz zur steifen Symmetrie der gewöhnlichen Wohngebäude, einen besondern Reiz verleiht, darf dieselbe doch nicht lediglich um ihrer selbst willen angestrebt und durch allerhand willkürliche Zuthaten herbeigeführt werden; vielmehr muß sie im Wesentlichen das Ergebniß einer zweckmäßigen Disposition des Innenbaues sein. Da dessen

Bestandtheile der Natur der Sache nach sich sehr verschiedenartig gestalten, überdies untergeordnete An= und Ausbauten sich meist als zweckdienlich empfehlen, so ergibt sich daraus jene Unregelmäßigkeit im Grunde schon von selbst. Es handelt sich dann aber allerdings noch gar sehr darum, in die Massenvertheilung eine Art von Gleichgewicht zu bringen, die Silhouettirung des Ganzen zugleich prägnant und dem Auge wohlthuend zu machen. Dazu gehört freilich Sinn für Eurhythmie und Proportionalität, überhaupt für das Malerische. Der Architekt muß Künstler in der höhern Bedeutung des Wortes sein. Solcher Sinn hatte sich vielfach unreflectirt aus dem gesunden Volksgeiste allmälig von selbst herausgebildet, wie dies altdeutsche Bauernhöfe, schweizer und schwarzwälder Holzbauten in immer noch großer Zahl bekunden. Ein näheres Studium dieser so stylvollen, echten, von unsern Architekten wie auch seitens der Kunstschriftsteller viel zu wenig beachteten Volksarchitektur will mir als in hohem Grade empfehlenswerth erscheinen. Leider ist dieser kunstbildende, bis zu den unbedeutendsten Handwerkserzeugnissen, der Wetterfahne auf dem Dache hin und dem Klopfer an der Hausthüre hinab sich erstreckende Trieb allmälig und zwar in dem Maße erstorben, in welchem die von außen her importirte, gelehrt thuende akademische Kunstweise, die centralisirte Bau=Bureaukratie die Oberhand gewonnen, so daß die ländlichen Bauwerke neuern Datums, die Schul= und die Pfarrhäuser einbegriffen, selbst auf den Alpenhöhen, ein eben so nichtssagendes, geistloses Gepräge an sich tragen, wie im Durchschnitt genommen, die städtischen Wohngebäude. Prachtlandsitze aus alter Zeit gibt es in Deutschland kaum, weil bis zum Hereinbrechen des französischen, gar manches altehrwürdige Burghaus zu einer Carricatur umgestaltenden Modestyles im 17. Jahrhundert die innern politischen Zustände dem Adel ein ungezwungenes, kostspieliges Leben auf dem platten Lande nicht, oder doch nur höchst ausnahmsweise gestatteten.

Ueber die Gestaltung von Villen kann hier betreffs aller Einzelheiten nicht erschöpfend gehandelt werden. Auch bedarf es wohl kaum erst der Bemerkung, daß das bisher Gesagte und das noch zu Sagende nicht schlechthin für die baulichen Anlagen in der Umgebung Köln's Geltung beansprucht, und zwar schon um deswillen nicht, weil der so nahe Zusammenhang der in der eben frei gewordenen

Umgebung der Stadt zu errichtenden Villen mit dieser selbst, so-wie die ungewöhnliche Kostspieligkeit des Terrains gewisse Ein-schränkungen im Allgemeinen bedingen.

Unter allen Umständen sind, was zunächst das Material betrifft, die Toilettenkünste der Streich-Architektur fern zu halten. Mit fei-nern, mehrfarbigen Backsteinen, falls dieselben sorgsam gefügt und mit Geschick geordnet werden, unter Zuthat von Hausteinen, wo ein höherer Grad von Widerstandsfähigkeit es erheischt, läßt sich eine sehr ansprechende Wirkung erzielen. Zum Zweck einer Steige-rung derselben kann auch wohl Glasmosaik, Sgrafitto oder sonstiges hervortretendes Schmuckwerk Anwendung finden. An Landhäusern, bei deren Errichtung unverkennbar Ersparungsrücksichten nicht ob-gewaltet haben, findet sich mitunter der oberste Stock mit einer Fachwand umschlossen, als Holzbau behandelt. Falls das an die Oberfläche tretende Balkenwerk kunstsinnig zugeschnitten und dispo-nirt ist, wie solches namentlich die Zimmermeister des spätern Mit-telalters nach „Zirkels Kunst und Gerechtigkeit" — um einen Stein-metzen-Ausdruck zu gebrauchen — in so hohem Grade vermocht haben, thut solche durch farbiges Ornament noch zu belebende Ab-wechselung dem Auge wohl. Die Bedachung, deren Musterung sich empfiehlt, soll weit vorspringen, und ist allem dieselbe Ueberragendem, insbesondere den, wo möglich zu Gruppen zu vereinigenden Schorn-steinen ein ornamentaler Charakter zu verleihen. Um die auf das Oeffnen der Hausthüre Wartenden gegen schlechtes Wetter zu schützen, ist ein bedeckter Vorbau angezeigt, welcher, im Verein mit den durch die Disposition des Innern bedingten vorspringendən Erkern, einem Nebentreppenthurm u. s. w., Leben und Bewegung in das Ganze des Bauwerks bringt, dessen Wohn- und sonstige Bedürf-nißräume in jeder Beziehung, beispielsweise betreffs der Lage und Gestalt der Fenster, den Anforderungen der Bewohner, nicht denen der Symmetrie, sich zu fügen haben.

Das vorstehend Angedeutete glaube ich nicht zweckdienlicher er-gänzen und zugleich mit mehr Autorität ausstatten zu können, als indem ich einem unserer hervorragendsten Philosophen, Hermann Lotze, das Wort abtrete. In der nach seinen Dictaten veröffentlichten Schrift „Grundzüge der Aesthetik" (S. 46) steht, was folgt, zu lesen:

„Die Erzeugnisse der Privatbaukunst sind dann am schönsten, wenn sie, dem wirklichen menschlichen Leben ent-

sprechend, eine bunte Manchfaltigkeit von Bedürfnissen ausdrücken, für welche die menschliche Thätigkeit allmälig bequeme Formen der Befriedigung gefunden, und zwar so, daß die einzelnen zufälligen Bestandtheile zwar ohne tiefern Sinn, aber mit Geschmack für anmuthige Formen im Aeußern, für eine wohnliche Aneinanderreihung von Räumen im Innern und für ein malerisches Verhältniß des Ganzen zu seiner Umgebung verbunden sind. Es kommen daher besondere Gesichtspunkte zum Vorschein: anstatt symmetrischer Abgeschlossenheit in sich das malerische Zusammenschließen der Einzelheiten unter einander, der Contrast der einzelnen Theile unter sich und mit der Umgebung, endlich hauptsächlich jener eigenthümliche Ausdruck des ganzen Lebenscolorits und der Sitte, wie wir ihn namentlich in historisch entstandenen Gebäuden der ältern Zeiten vorfinden."

Man sieht, das ist so ziemlich das directe Gegentheil von dem, was die allermeisten modernen Wohnungen, namentlich die hauptstädtischen, mit ihrem „Berliner Zimmer", bieten. Da muß sich das Leben der Bewohner nach den Wohnräumen, nach einer durchgehenden Schablone strecken, nicht umgekehrt; statt einer malerischen Gruppe erhebt sich ein geradliniger, abgeschlossener, vierseitiger Fensterkasten. Hoffen wir, daß demnächst wenigstens in Köln dem von Lotze gezeichneten Ideale mehr, als bisheran durchgängig der Fall war, nachgestrebt wird!

Leicht könnte, wie vielfach geschehen ist, die Entlehnung des Wortes „Villa" aus dem Italienischen in Verbindung mit dem in der Architektenwelt vorhandenen Zuge nach Italien hin, die Versuchung eintreten, sich dortige Villenbauten zum Muster zu nehmen und demzufolge beispielsweise den Balcon dem deutschen Erker vorzuziehen. Statt nach Italien, wolle man aber den Blick nach England richten, welches den germanischen Traditionen viel treuer geblieben ist als selbst wir Deutsche, und dessen klimatische Verhältnisse den diesseitigen am nächsten kommen. Dort gibt es überhaupt für unsere Achitekten weit mehr zu lernen, als jenseits der Alpen. Bringt doch fast jede Nummer der dort erscheinenden Bauzeitungen die Beschreibung und Abbildung irgend eines alten oder neuen, in gothischem oder doch gothisirendem Style errichteten Bauwerkes, wovon jedes eine besondere Physiognomie darbietet. Auch die ent-

schiedenen englischen Gegner der Gothik im Allgemeinen geben zu, daß für Landhäuser deren Bildungsgesetz sich vorzugsweise bewähre. Aber nicht bloß unsere Architekten, auch alle Diejenigen, welche sich solcher zur Errichtung von Wohnhäusern, namentlich von Landhäusern bedienen wollen, thäten wohl daran, sich zuvor ein Mal betreffs des in England auf dem Gebiete der Villen-Architektur Geleisteten zu orientiren. Gar manche bei uns zu Lande herrschende irrige Vorstellung würde dann wohl schwinden, so z. B. die Meinung, es sei die gothische Kunstweise mit dem Geiste der Neuzeit, mit der modernen Aufklärung unverträglich, sie reflectire den Geist des hierarchischen Klericalismus und leiste demselben Vorschub. Solche von nicht wenig „Gebildeten" gehegte Besorgniß dürfte schwerlich gegenüber der Wahrnehmung Stich halten, daß starre Anglicaner nicht bloß, sondern auch Puritaner und sonstige Sectirer, die dem katholischen Mittelalter zu huldigen sicherlich nicht geneigt sind, gothische Landhäuser, von den Cottages an, bis hinauf zu den Baronial Halls bewohnen und sich solche erbauen lassen. Das weitere Vorurtheil, in einer derartigen Behausung lasse es sich nicht behaglich leben, würde leicht sogar in sein Gegentheil umschlagen. Die Engländer haben wahrlich nicht erst von uns Deutschen zu lernen, wie man sich das häusliche Leben bequem und angenehm macht. Ist doch selbst das, behaglichen Lebensgenuß unter dem eigenen Dache so recht bezeichnende Wort „Comfort" von jenseits des Canales her zu uns herübergekommen.

Wie in der Gestaltung und Gruppirung der Massen, überhaupt im Aeußern, so hat der Architekt auch im Innern der Behausungen seinen Kunstsinn zu bethätigen. Fassen wir zunächst den Schmuck derselben durch Farbe in's Auge. Zufolge der lange gehegten unrichtigen Ansicht, die alten Griechen hätten ihre Marmorbauten stets farblos gehalten, ward seitens der tonangebenden Verehrer des klassischen Alterthums und ihrer Nachbeter der Farbe der Krieg erklärt; namentlich galt jede etwas starke Bemalung von Baulichkeiten als bäuerisch. Weiß, höchstens schwach marmorirt, in Verbindung mit Vergoldungen oder lackirt, ward für das Feinste, Eleganteste erachtet; die Zimmerdecken durften nur mit farbloser Stuckatur verziert werden; zur Salonfähigkeit gehörten weiße Handschuhe und weiße Halsbinde. Nur dem weiblichen Geschlechte ist es zu verdanken, daß die Farben nicht völlig zugleich mit allen malerischen

Trachten, aus dem höhern Gesellschaftsleben verschwanden. Welche Unzahl merkwürdiger Wandgemälde nicht bloß, sondern auch der kostbarsten Farbenfenster fiel nicht dieser klassisch-humanistischen Farbenscheu zum Opfer! Die Kunst der Glasmalerei, welche bis zur Renaissance hin in herrlichster Blüthe gestanden hatte, ging zu Ende. Bis zu einem gewissen Grade ist jene Scheu zur Zeit bereits überwunden. Man fängt an, wieder einzusehen, daß nicht bloß eine Landschaft dann am schönsten ist, das Auge am meisten befriedigt, wenn sie sich in vollem Farbenschmucke zeigt; hier und dort ist sogar die wiedererwachte Lust an solchem Schmucke in's Uebertriebene oder doch Ungeeignete gerathen. Namentlich wird das Ausmalen von Sälen in öffentlichen Gebäuden Historien-, ja selbst Genre-Malern übertragen, welche als akademisch gebildete Künstler die eigentliche, dem betreffenden Raume und seinem Zwecke sich unterordnende decorative Flachmalerei mit ihrer Würde für unvereinbar erachtend, Historisches oder Allegorisches auf die Wände tragen, was dann zugleich einen unverhältnißmäßig bedeutendern Geld- und Zeitaufwand im Gefolge hat. Als ein besonders hervorstechendes, wahrhaft zurückschreckendes Beispiel dieser Art kann die Behandlung des großen Saales in dem alten Kaiserpalaste zu Goslar dienen; aber auch nicht ganz wenig Schulsäle und obrigkeitliche Sitzungslocale können als Beleg für das zuvor Gesagte angeführt werden. Zufolge der Vernachlässigung der höhern Decorationsmalerei in den Kunstunterrichtsanstalten stehen uns aber durchweg außer den Staffeleimalern nur mittels Schablonen arbeitende Anstreicher zur Verfügung. In diesem Mißverhältniß liegt auch, nebenher bemerkt, der Grund, weshalb so wenig neue Farbenfenster als wahrhaft mustergültig bezeichnet werden können.

So ist es denn nichts weniger als leicht für den Besitzer einer, auf eine gewisse ästhetische Bedeutung Anspruch machenden Behausung, dem Innern derselben einen angemessenen, zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig die rechte Mitte haltenden Farbenschmuck zu verleihen. Die Zimmerdecken anlangend, gebe man der Farbe den Vorzug vor dem Stuck; jedenfalls hebe man letztern durch Farbe und Vergoldung. Am meisten empfiehlt sich eine ornamentirte Holzdecke mit vortretendem Balkenwerk, sowie an den Seitenwänden bis zu einer gewissen Höhe in Felder getheilte Holztäfelung. Der dadurch hervorgebrachten Verdunkelung ist in der

Art entgegenzutreten, daß die Wandflächen im Uebrigen, sowie die Fenstervorhänge licht und lebendig gehalten werden. Die zur Zeit herrschende Mode, die Wohnräume durch möglichst farbenleere Papiertapeten zu verdüstern, wird wohl zufolge ihrer Abgeschmacktheit nicht lange vorhalten. Durchaus zu mißbilligen ist die Nachbildung von Holz mittels eines einer fremdartigen Masse gegebenen Anstrichs. Solcher Alterthümelei gegenüber verdient das modernste Gypsornament, welches als solches sich zu erkennen gibt, den Vorzug. — Echtheit, Wahrheit vor allem! — Betreffs der Behandlung der Fenster ist zunächst zwischen Licht- und Aussichtfenstern zu unterscheiden. Zu erstern verwende man sogenannte Grisaillen oder runde Nabelscheibchen, in deren Zwischenräume verschiedenartige Farben zu streuen sind; beide versehe man mit einer farbigen, zierlich gemusterten Einfassung, sorge aber namentlich für Material von bester Beschaffenheit, welches schimmerndes Licht durchläßt, ohne durchsichtig zu sein. Durch einen mattgrauen Ueberfang abgetödtetes, gewöhnliches Fensterglas, wie solches so vielfach, selbst in Kirchen zur Verwendung kommt, bringt das Gegentheil von wohlthuender, freudig stimmender Wirkung auf den Beschauer zuwege. In ähnlicher Art wie die Lichtfenster, nur reicher mittels Anbringung von Bildern, Wappen, Masken, Emblemen und dergleichen sind die feststehenden, obern Theile der Aussichtsfenster zu behandeln, die Scheiben der sich öffnenden Flügel nicht größer zu halten, als der Zweck es erheischt. Der so beliebte Luxus großer, leerer Glasflächen ist nur bei Verkaufsläden an der rechten Stelle, oder doch höchstens da, wo es gilt, eine weite Landschaft mit einem Blicke zu überschauen. Selbstverständlich sind die verschiedenen Fenster je nach dem Range und dem Zwecke der Gelasse, welchen sie dienen, zu gestalten und auszustatten. Ich erlaube mir das Wort: „selbstverständlich", obgleich die damit verbundene Behauptung im Widerstreit mit der für die Architekten wie für die Bauspeculanten allerdings recht bequemen und zuträglichen Methode steht, die sämmtlichen Fenster eines Wohngebäudes ohne Unterschied, mögen dieselben einer Küche, einem Schlafgemache, einem Saale oder einer Treppe das Licht zuzuführen haben, in gleicher Größe und Form herzurichten. Je mehr im Allgemeinen die Strömung des heutigen Lebens auf Verflachung und Einförmigkeit hingeht, desto dringender wird die Anforderung an die bildenden Künste, in ihren Schöpfungen die

individuellen Bedürfnisse und Wünsche als Manchfaltiges zur Erscheinung zu bringen und zu betonen, sowie an die Freunde der Kunst, denselben in diesem Streben Vorschub zu leisten.

Nicht bloß auf die Befriedigung des Farbensinnes ist in einem mustergültigen Hause Bedacht zu nehmen; auch durch Bildnerisches in Stein, Holz und Metall soll dasselbe sich als Kunstproduct zu erkennen geben, wie solches vordem im Reiche deutscher Nation selbst die schlichten Bürgerhäuser, bis zu den Holzbauten herab, thaten. So weit nur eben die Mittel reichten, wetteiferten die Architekten mit den Handwerksmeistern in dem Streben, ihre Erzeugnisse, welcher Art immer, wahrhaft künstlerisch zu gestalten. Was diesen Erzeugnissen gar oft noch einen besondern Reiz verleiht, ist der Ausdruck eines frischen Volkshumors, der sich sogar bis in die Chöre der Kathedralen hineinwagte. Der Klassicismus hat denselben ebenso wie die Volksdialekte und die Volkstrachten, allmälig verscheucht, und von Seiten der modernen, vielwisserischen „Bildung" wird ihm möglichst der Rückweg versperrt. Die auf so manchem Gebiete, namentlich aber auf dem des humanistischen Unterrichtswesens maßgebende Generalschablone verträgt sich mit derartigen Absonderlichkeiten nicht; dieselben werden als Auswüchse an dem normalen Culturzustande nach Möglichkeit beseitigt, der Vergessenheit überantwortet. In meinen „Vermischten Schriften über christliche Kunst" (S. 271 und ff.) findet sich über den „Humor in der Kunst" eingehend gehandelt; hier nur noch die Bemerkung, daß, wenn irgendwo an die Wiederbelebung desselben ernstlich gedacht werden kann, es in Köln der Fall ist, dessen alteingesessene Einwohnerschaft dazu in ganz besonderm Maße sich veranlagt findet. Solche Gebildete, die sich lieber vornehm langweilen, als volksthümlich erheitern, mögen sich mit dem Ausspruche des, doch gewiß nichts weniger als bornirten oder plebejisch gesinnten Freidenkers Voltaire abfinden: Tous les genres sont bons, hors l'ennuyeux.

Unsere Altvordern liebten es, ihre Häuser auswärts mit einer figürlichen Darstellung, zumeist einem Standbilde, zu schmücken; in einzelnen Landestheilen trat Bemalung der Hauptseite hinzu. Die Rückkehr zu diesem Brauch, wenigstens so weit es sich nicht um Miethhäuser handelt, erscheint mir auch darum sehr empfehlenswerth, weil demzufolge, ähnlich wie bei der Decorationsmalerei, ein zur Zeit vernachlässigter Kunstzweig gepflegt und damit solchen

Bildhauern, welche nicht in der Lage sind oder sich nicht für befähigt halten, Vollendetes in großem Style, beziehungsweise sogenannte Cabinetsstücke zu schaffen, eine lohnende Beschäftigung zu Theil würde. Derartiger anspruchsloser Künstler gibt es nicht wenige, welche zu Unkünstlerischem sich verstehen müssen, weil es ihnen an würdigen Aufträgen fehlt. Schwerlich haben dieselben, wie auch die mit ihnen auf derselben Linie stehenden Bildner in Holz und Metall, etwas dagegen, wenn man sie der Klasse der Kunsthandwerker beizählt. Waren doch alle die großen Meister nichts anderes, so lange Kunst und Handwerk, wahrlich zum Frommen Beider, nicht getrennte Wege gingen. Nur durch die Wiedervereinigung derselben im Kunsthandwerk kann der Kunstsinn in der Masse des Volkes wieder ein wahrhaft lebendiger, der Kunstbetrieb in die rechte Fährte zurückgeleitet werden.

Auf das Können, nicht auf das Wissen kommt es da vor allem an. Das Können aber, um welches es sich handelt, ward, als unsere deutsche Kunst in höchster Blüthe stand, durch harte Arbeit, auf fester, traditioneller Grundlage in der Werkstatt eines tüchtigen Meisters erlernt, nicht durch weitverzweigte Studien unter der Leitung gelehrter Akademiker, welchen die vorchristliche Antike als Ideal vorschwebt. Mögen die so Herangebildeten immerhin einer gewissen Gesellschaftsschichte Klassisches aus carrarischem Marmor liefern; dem eigentlichen Volksbedürfniß wird dasselbe kein Genüge leisten, den gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen nicht entsprechen. Deshalb sehen denn auch gar Manche dieser Klasse von Künstlern Angehörende sich vergebens nach Beschäftigung um, während das große Publicum sich gleißnerischer, durch keinerlei directe Einwirkung der Menschenhand beseelter Fabrikwaare zuwendet, worin die thörichtsten, bei allen möglichen Stylgattungen geborgten Formen sich jagen.

Doch kehren wir zu unserm besondern Thema, der künstlerischen Ausschmückung der Wohngebäude zurück, wovon, wie gesagt, zu wünschen ist, daß dadurch der zuvor bezeichneten Gattung des Kunsthandwerks reiche Nahrung zugeführt werde. Was zunächst die beregten Standbilder anbelangt, so war bis zur Renaissance-Periode hin deren Gegenstand zumeist dem Kreise des christlichen Cultus entnommen. Denjenigen, welche dem Christenthum innerlich abgesagt haben oder welche besorgen, durch ein derartiges christliches Glaubensbekenntniß bei Freidenkern und Juden an Achtung einzubüßen,

bleibt es natürlich unbenommen, mittels historischer, allegorischer oder auch mythologischer Figuren die Façaden ihrer Häuser zu beleben, vorausgesetzt nur, daß dieselben das Schamgefühl nicht verletzen — an gemeißelten wie an gemalten Nuditäten haben wir bereits mehr als genug.

Bis wohin übrigens um christlich-nationale Erinnerungen nicht weckendes Sculpturwerk verlegene Architekten gerathen können, zeigt die vielfache Verwendung der heidnischen Fabelwelt entlehnter räthselhafter, nichts weniger als schön gestalteter Ungeheuer. Haben doch solche Architekten selbst zu den Sphinxen ihre Zuflucht genommen! So u. a. ruhen Sphinxe vor dem unlängst errichteten Regierungsgebäude zu Kassel und in der Vorhalle des Polytechnicums in Charlottenburg; auch ein in Stuttgart gefertigtes Göthe-Monument zeigt den „Olympier" auf einem von Sphinxen getragenen Renaissance-Postament. Wären noch diese Sphinxe verkleinerte Copieen von echten, so böten sie wenigstens Gelegenheit, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was dieselben bei den alten Aegyptern zu bedeuten hatten.

Ob und wie weit außer dem statuarischen Sculpturwerk oder statt desselben sonstiges Ornament, sowie Bemalung, Sgraffito u. s. w. als Façadenschmuck zu dienen hat, hängt von der Art der betreffenden Construction, des Materials, der Liebhaberei und der Finanzkraft des Bauherrn, insbesondere aber davon ab, ob eine mustergültige Ausführung verbürgende Kräfte zur Hand sind. Nur die eine Bemerkung hinsichtlich des in Rede stehenden Punktes greife hier noch Platz, daß Statuen nicht, wie vielfach geschieht, oberhalb des Hauptgesimses anzubringen sind, am wenigsten Frauengestalten, deren so manche beispielsweise zu Berlin als Germania oder Borussia, mitunter von gußeisernen, dreifüßigen Opferaltären flankirt, von der Höhe öffentlicher Gebäude herab sich dem Beschauer darbieten.

Eine irrige Ansicht, welche vielfach gegen die Wiederbelebung des altdeutschen Baustyls zum Ausdruck gebracht wird, geht dahin, daß ein in solchem Styl erbautes Haus auch gothisch möblirt werden müsse, derartige Möbel aber sehr unbequem, unzweckdienlich seien. Allerdings trifft der letztere Vorwurf nicht wenige neugothische Möbel, die, um möglichst echt zu erscheinen, Architekturformen annehmen, statt nur eben das constructive Gesetz der Gothik

durchblicken zu lassen, und welchen sonst noch dahin nicht gehörendes gothisches Ornament sich angefügt findet. Während des Mittelalters Geschaffenes krankte durchweg nicht in solcher Art; die damaligen Menschen gingen eben so wenig wie die heutigen auf Unbequemlichkeit aus; etwas minder empfindlich, verzärtelt wie viele heutige mögen sie allerdings gewesen sein. Jedenfalls lieferten die alten Meister Kunstgerechteres, als die große Mehrzahl der dermaligen. Sie verstanden es, auch dem einfachsten Möbel und Geräthe mit wenig Mühe und geringen Kosten einen das Auge erfreuenden, den ästhetischen Sinn befriedigenden Charakter zu verleihen, aus dem Material heraus eine zweckentsprechende Ornamentik zu gestalten. Das Material aber, dessen sie sich bedienten, war echt, solid, dauerhaft. Die Fourniersäge spielte in ihren Werkstätten keine Rolle; auf ausländische Holzsorten war man nicht bedacht; durch allerhand Beizen suchte man nicht dem Holze einen das Auge bestechenden Charakter zu geben, wie man beispielsweise heutzutage durch in Essig gesottene Blauholzspäne altes Mahagoni hervorbringt, oder durch Anwendung von Säuren Eichen- und Birnbaum- in Ebenholz umwandelt. Statt die einzelnen Stücke eines Möbels zusammen zu leimen, wurden sie fest in einander gefügt, kurz, jede Art von Pfuscherei oder Täuschung blieb von jenen Meistern fern; das Surrogatenunwesen fand bei ihnen keine Stätte. Schlichtes Tannenholz ward, wo es heimisch war, nicht minder künstlerisch verarbeitet, durch Schnitzerei und farbiges Ornament zur Möblirung, selbst von Prunkzimmern, geeignet gemacht. Welchem Style auch der Vorzug gegeben werden mag, jedenfalls wäre es räthlich, in vielfacher Beziehung in die Fußstapfen dieser Meister zu treten.

Den gothischen Styl anlangend ist der oben angeführte Vorwurf, derselbe vertrage sich auch betreffs der Ausstattung der Wohnungen nicht mit unsern heutigen Bedürfnissen und Ansprüchen, unbegründet oder doch sehr erheblicher Einschränkung unterworfen. Die Gothik ist nicht so intolerant, wie deren Gegner ihr gegenüber. Während des Mittelalters hat sie sich mit allen, über Venedig bezogenen orientalischen, in Spanien mit den maurischen Luxusartikeln ganz gut vertragen. Möbelstücke jeder Art, Ruhebetten und Schaukelsessel nicht ausgenommen, sobald sie nur rationell entworfen und meisterhaft ausgeführt sind, Parquetböden, große Spiegel und Oefen neuester Erfindung, formgerecht umkleidet, thun derselben

keinerlei Eintrag. Gern begegnet das Auge des Gothikers Majoliken, nur nicht widersinnig an den Wänden umher aufgehängten, Emails und Porzellanen, Teppichen, Tapeten, Schirmen u. s. w. aus Persien, Japan und China, weit lieber sogar als Erzeugnissen von Sèvres oder Gobelins, welche theils an Naturalismus laboriren, theils, wie die Gobelins, dadurch besonders hohe technische Bravour zu bekunden suchen, daß sie für die Kunstweberei weder gedachte noch gemachte berühmte Oelgemälde in einen der Malerei durchaus fremden Stoff übertragen. Liefern doch unsere einheimischen Glas-, Porzellan- und Steingut-Fabriken bereits mittelalterlichen Mustern nachgebildetes Geräthe, welches den Vergleich mit letztern nicht zu scheuen hat und für den Gebrauch sich bestens eignet.

Zweckmäßigkeit ist, ich wiederhole es, eines der Hauptgebote der Gothik; daß deren Formgebung, falls dieses Gebot befolgt wird, den Bedürfnissen eines gewöhnlichen Haushalts zu entsprechen im Stande ist, bedarf wohl nicht erst nähern Nachweises. Unter keinen Umständen verzichtet die Gothik allerdings auf Echtheit und Gediegenheit. Kupfer, Messing und selbst geschmiedetes Eisen, in ihrer natürlichen Erscheinung, gereichen solchem Haushalte weit mehr zur Zierde, als Talmi, Neusilber, Christoffle oder wie sonst die blendenden Surrogate edeler Metalle heißen mögen, das bronzirte Zink mit eingeschlossen. Gypsfiguren und eingerahmte Farbendrucke sowie aus sogenannten Massen, bis zur Stearinmasse, neuester Erfindung, dutzendweise Gefertigtes überlasse man den Verehrern des m o d e r n e n Kunstfortschrittes als Zimmerschmuck. Die für diese Materie sich näher Interessirenden seien auf das treffliche, von vielen Abbildungen begleitete Werk von Viollet-le-Duc, unter dem Titel: Dictionnaire raisonné du mobilier français, du Moyen-âge et de la Renaissance, und auf das von Georg Hirth unter dem Titel: „Das deutsche Zimmer der Gothik und Renaissance, des Barock-, Roccoco- und Zopfstyls“ herausgegebene verwiesen. Nebenher bemerkt, zeigt dieser Titel so recht, was dem guten Deutschthum nicht alles geboten werden darf. Nicht bloß das Renaissance-, auch selbst das Barock- und das Roccoco-Zimmer bleibt immer noch ein „deutsches“! Das in diesem Werke als „Renaissance“ Qualificirte kann, wie die betreffenden Abbildungen zeigen, zum nicht geringen Theile ganz füglich noch für gothisch gelten; jedenfalls wird es selbst vor dem strengsten Gothiker Gnade finden, wie auch

nicht wenig entschieden Gothisches vor dem eingefleischtesten Modernisten. Das Roccoco, welchem allem Anscheine nach in der Modewelt die nächste Zukunft angehört, wird voraussichtlich schon um deswillen nicht lange vorhalten, weil dasselbe, falls es nicht „billig und schlecht“ aus Papier-maché oder Gyps gefertigt ist, sondern echt und recht sein soll, wie es zur Zeit der Entstehung dieser Stylart war, die tüchtigsten Meister erfordert und viel Geld kostet. Alsdann bleibt wohl, bis zur Erfindung des Zukunftsstyles hin, für Alle, die überhaupt etwas Stylisirtes sich zu beschaffen wünschen, nichts übrig, als die Rückkehr zu der so lange mißachteten Gothik.

VII.

Natürlich ist im Bereiche der Erweiterung Köln's wie jeder andern Stadt, wo eine solche in größerm Maßstabe bewerkstelligt werden soll, noch viel anderes herzurichten als Wohnhäuser für den wohlhabenden Theil der Bevölkerung. Insbesondere muß auch der weniger bemittelten, namentlich der arbeitenden Klasse gedacht werden, und zwar um so mehr, als es den dieser Klasse Angehörenden so schwer ist, für ein passendes Unterkommen selbst zu sorgen, dem Miethzinswucher aus dem Wege zu gehen. Es handelt sich da um einen wesentlichen Bestandtheil der „socialen Frage“. So ziemlich in allen irgendwie bei deren Lösung betheiligten Kreisen wird dies gefühlt; mit dieser, leider weit mehr Federn und Zungen, als Hände beschäftigenden Lösung aber geht es überaus langsam voran, hauptsächlich vielleicht um deswillen, weil jeder Theil meint, der andere habe die Initiative zu ergreifen, zunächst seine Opferwilligkeit zu bethätigen.

Als das Naturgemäßeste wird es, wenigstens den ohne Voreingenommenheit Urtheilenden, wohl erscheinen, daß vor allem Diejenigen, welche die Kraft der Arbeiter ausnutzen, namentlich die Großindustriellen, als Helfer in den Vordergrund treten. Mehrfach sind denn auch solche mit gutem Beispiel vorangegangen. So beispielsweise Fabrikbesitzer in München-Gladbach, Mülhausen und Colmar. Während in Mülhausen eine Arbeitercolonie durch eine 1854 aus Industriellen gebildete Actien-Gesellschaft, an deren Spitze ein Großindustrieller, Dollfus, stand, geschaffen worden ist, geschah

es in Colmar und dem benachbarten Logelbach durch die Firma Herzog. Hier kostete ein in vier gleiche, streng von einander getrennte Abtheilungen für eben so viele Familien hergerichtetes, von vier Vorgärtchen umgebenes Bauwerk 10=—12,000 Mark. Dort, wie auch in Gladbach, wo übrigens die Fürsorge des Fabrikbesitzers Brandts für seine Arbeiter sich weit über die Wohnungsnoth hinaus erstreckt, und anderwärts zeigt es sich, daß bei nicht übermäßiger Opferwilligkeit seitens der Repräsentanten der Industrie das Wohl der Arbeiter wesentlich gefördert werden kann, und zwar in einer Weise, die zugleich dem Interesse der Fabrikbesitzer entspricht. Die Actien=Gesellschaft zu Mülhausen erhielt bei ihrer Gründung von der damaligen Staatsregierung einen Zuschuß von 300,000 Franken, welche indeß ausschließlich zu Straßen, Trottoirs, Brunnen u. dgl. verwendet wurden. Bis jetzt sind dort über 1000 Wohnungen, zum Gesammtwerth von etwa 4 Millionen Franken, erbaut worden, die sich zu 5 Procent verzinsen. Die meisten derselben sind von Arbeitern angekauft und bereits bezahlt. — Das 1870 gegründete Unternehmen der Firma Herzog zu Colmar rentirt sich nicht ganz zu 3 Procent, weil es keine Staatsbeihülfe erhielt und viele Arbeiter auf dem Lande zerstreut leben. In Colmar wurden 96, in Logelbach dazu noch 24 Häuser erbaut. Dieselben werden auch an Nichtarbeiter vermiethet; im Verhältniß zu diesen erhalten die Arbeiter einen Rabatt von 25 Procent; sie haben außerdem stets den Vorzug vor Fremden und können mittels allmäliger Amortisation Eigenthümer des Hauses werden. Dem Vernehmen nach wird hier in Köln die Errichtung von Arbeiterwohnungen beabsichtigt; den damit sich Befassenden dürfte das Vorstehende, aus zuverlässiger Quelle Geschöpfte, wohl ein gewisses Interesse darbieten.

Den Fabrikbesitzern kann es unmöglich gleichgültig sein, ob eine seßhafte, im Großen und Ganzen willfährige, oder eine stets fluctuirende, nur auf möglichst hohen Tagelohn bedachte Arbeiterschaft ihnen zur Seite steht. Läßt sich in gedachter Art auch nicht für das Unterkommen aller Arbeiter sorgen, so ist doch schon viel gewonnen, wenn nur der Speculation auf die Wohnungsnoth eine ernste Concurrenz gemacht wird. Freilich ist nicht zu verkennen, daß der Erbauung von Arbeiterwohnungen in Köln wegen der hohen Bodenpreise weit größere Schwierigkeiten entgegenstehen, als es in den genannten offenen Städten der Fall war.

Die Repräsentanten der Industrie und nicht minder die des Großhandels zeigen sich freilich im Allgemeinen sehr geneigt, ihre Interessen als die der Gesammtbevölkerung, innerhalb welcher sie etablirt sind, anzusehen und darum denn auch von der Gesammtheit das Sorgen für die Arbeiterschaft nicht bloß, sondern auch kostspielige Anlagen von allerhand Art zu erwarten. Gewiß erwachsen auch dem Gemeinwesen erhebliche Vortheile aus der Blüthe der Industrie und des Handels; aber nicht minder gewiß ist es, daß einem namhaften Theile desselben aus deren Gedeihen nicht bloß kein Vortheil sich ergibt, sondern das Gegentheil davon: Vertheuerung der Wohnungen und Lebensmittel, sowie höhere Besteuerung, insbesondere durch Schul- und Armenverpflegungslasten, welche eine unverhältnißmäßig starke Arbeiterbevölkerung nothwendig mit sich bringt. Die städtischen Verwaltungen haben daher allen Anlaß zu vorsichtiger Zurückhaltung. Auf Kosten Anderer, hier der Steuerzahler, ohne Unterschied, großartige Pläne zu entwerfen und zu verwirklichen, die Rolle des Beschützers und Förderers der verschiedensten sog. Gesellschaftsinteressen, des „Volkswohlthäters" zu spielen, nach außen hin möglichsten Glanz zu verbreiten, hat etwas um so Verlockenderes, als es etwas überaus Leichtes ist. — Die zweckentsprechendste, angemessenste Ausgleichung der hier einander widerstreitenden Interessen und Ansprüche würde sich wohl durch die Bildung einer, über das Bedürfniß des Arbeiterstandes hinausgreifenden Baugenossenschaft ergeben, an welcher die Industriellen in ganz besonderm Maße sich zu betheiligen hätten, wozu aber auch städtischer- und staatlicherseits indirect Beihülfe zu leisten wäre, beispielsweise durch Herstellung zweckmäßiger und billiger Verkehrsmittel, nutzbringender Anlagen, Ermäßigung der Steuerlast u. s. w.

Nicht bloß die Herrichtung von Wohnungen für Arbeiter im engern Sinne des Wortes würde, wie gesagt, solche Genossenschaft sich zur Aufgabe zu stellen haben; immer dringender gestaltet sich auch für die weniger bemittelten Gewerbetreibenden, Geschäftsleute, Beamten und kleinern Rentner die Wohnungsnoth in den großen Städten, wenigstens in den althistorischen, deren innere Fortentwickelung durch Straßenerbreiterung, öffentliche Neubauten u. dergl. fortwährend mehr Raum, meist auf Kosten der Behausungen jener Gesellschaftsklassen, in Anspruch nimmt. Auch sie bedürfen großentheils einer gewissen Fürsorge, wenn sie nicht von Speculanten aus-

gebeutet werden sollen; eine solche aber vermöchte eine Baugenossenschaft vorbezeichneter Art in der einen oder andern Art zu leisten, ohne ein Wagniß zu bestehen, falls sie in umsichtiger und uneigennütziger Weise geleitet würde; Tantièmen für Verwaltungsräthe und sonstiger kostspieliger Gründerluxus müßten natürlich fern gehalten werden.

Die ökonomischen Rücksichten, welche bei der Anlage von Wohnungen der in Rede stehenden Art zu walten haben, machen es durchaus nicht erforderlich, daß dieselben nach einer Schablone, schachbrettartig geordnet hergerichtet werden; in gar mancherlei Formgebung läßt sich dem angestrebten Zwecke entsprechen. Eine gewisse, nicht bloß dem Auge wohlthuende Abwechselung wird sich schon ergeben, wenn dem kleinen bürgerlichen Gewerbe angepaßte Wohnungen unter den für Fabrikarbeiter bestimmten Platz greifen, namentlich aber dadurch, daß öffentliche Bauwerke dem Complexe einverleibt werden oder doch dazu in nähere örtliche Beziehung treten. So wäre z. B. je nach dem Umfang des zu schaffenden Stadttheiles oder Vorortes und der Finanzkraft der Baugenossenschaft, für eine der Besonderheit desselben entsprechende, einfache und billige Badeanstalt, für Fremdenherbergen, Consum- und Sparvereins-Localitäten Vorsorge zu treffen. Auch für Kaffeeschenken wäre zu sorgen, durch welche neuerdings Mäßigkeits-Vereine der in den untern Klassen herrschenden Trunksucht entgegenwirken zu können hoffen, – eine Hoffnung, die wohl um so sicherer verwirklicht würde, wenn die höhern Klassen, die Hochschüler mit eingeschlossen, im Punkte der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken den untern mit gutem Beispiel voranzugehen beginnen wollten. Dadurch würde dann die von vielen Seiten für nothwendig erklärte Verminderung der Wirthschaften sich von selbst ergeben. Erfahrungsmäßig begann von jeher der Verderb der guten Sitte nicht in den untern, sondern in den obern Schichten der Gesellschaft. — Das Errichten von Arbeiter-Casernen für eine große Anzahl von Miethern bleibe den Bauspeculanten überlassen, an welchen es nicht fehlen wird.

Ein von jeder Erweiterung großer Städte unabhängiges, durch eine solche aber gesteigertes Bedürfniß ist die Erbauung öffentlicher Markthallen. Es erscheint auffallend, daß diesem für die große Masse der städtischen und der angrenzenden ländlichen

Bevölkerung in sanitärer Beziehung so schwerwiegenden Bedürfniß durchweg weit weniger ein Genüge zu geschehen pflegt, als weit Entbehrlicherem, wie z. B. der Beschaffung und Dotirung eines Theaters von möglichst hoher Leistungsfähigkeit. Damit soll nicht entfernt dem Theater der Krieg erklärt sein, wie wenig dasselbe auch zumeist idealen, versittlichenden Zwecken dient; vielmehr geht meine Ansicht nur eben dahin, daß Diejenigen, welche in demselben ihre Bildung oder ihren Zeitvertreib suchen, lediglich aus eigenen Mitteln alles zu diesem Ende Erforderliche bestreiten.

Bei der Errichtung von Markthallen dürfte zunächst darauf Bedacht zu nehmen sein, daß dieselben sich als Bedürfniß-, nicht als Luxusbauten zu erkennen geben müssen. Wie selbstverständlich dies auch scheinen mag, jedenfalls lehrt die Erfahrung, daß oft sogar da überflüssiger, kostspieliger Prunk herrscht, wo es am Nothwendigen oder doch Nützlichen mangelt. Namentlich legen Staats- und Gemeindebauten, von den Ministerhotels an, bis herab zu den Dorfschulen, davon Zeugniß ab; auch die in stetem Wachsen begriffenen Besteuerungslisten bekunden es. Tritt doch selbst bei Restaurationen das Streben nicht weniger Architekten nach Selbstverherrlichung, nicht selten auf Kosten der ihnen gestellten Aufgabe, durch unpassende Umgestaltungen, Zuthaten und ungebührliche Neumacherei mittels Abscharrirens und Anstreichens zu Tage! Auch aus der Baugeschichte Köln's ließen sich hierfür Belege namhaft machen.

Betreffs der Markthallen noch die Bemerkung, daß es sich meines Erachtens hier in besonderm Maße empfiehlt, von der so beliebten quadratischen Grundform Abstand zu nehmen, so daß dem hoch hervorragenden Hauptbaue die Nebenzwecken dienenden, sich leicht in unvorherzusehender Weise mehrenden Gelasse ungezwungener angegliedert werden können und das Ganze sich zu einer malerischen Gruppe gestaltet. Für eine solche Disposition spricht auch noch der Umstand, daß der Hauptbau, die eigentliche Markthalle, im Wesentlichen aus Eisen zu construiren sein wird, während im Uebrigen nothwendig Steinarchitektur Platz zu greifen hat. Wenn der berühmte englische Architekt Gilbert Scott jene Grundform als die zugleich unpassendste und häßlichste (the most inconvenient and ugly) bezeichnet, so stehen diesem Ausspruche jedenfalls hinsichtlich des erstern Eigenschaftswortes gewichtige, oben schon beregte Gründe und Erfahrungen zur Seite.

Daß es jemals einem Orte an Schulbauten mangeln wird, wie sehr derselbe auch an Ausdehnung gewinnen mag, steht bei uns in Preußen wenigstens nicht zu besorgen, wohl aber, daß in dieser Hinsicht viel zu viel geschieht. In der That ertönen längst schon von den verschiedensten Seiten her Klagen wegen zu weit gehender Beschränkung des Rechtes der Eltern auf die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder, wegen Ueberbürdung der Gemeinden mit Schullasten und der schulpflichtigen Jugend mit für deren große Mehrzahl unverwendbarem Wissensstoff. Auf dem Gebiete des Schulbauwesens insbesondere scheinen mir diese Klagen der Begründung nicht zu entbehren. Um mich nicht in's Einzelne zu verlieren, sei hier nur beispielsweise auf eine mitunter recht kostspielige Herrichtung hingewiesen, welche meines Erachtens füglich in Wegfall kommen könnte; ich meine die den Schulhäusern anzufügenden Turnhallen, eine Schöpfung der modernen, monopolistischen Pädagogik, mittels welcher dem Vorwurf begegnet werden soll, daß dieselbe den Geist allzu sehr auf Kosten des Körpers pflege. Sollte nicht, nach wie vor, das freie Feld für die ländliche, ein Spielplatz für die städtische aufwachsende Jugend, der Exercierplatz für die ausgewachsene aller Stände ausreichenden Raum und Anlaß zu gymnastischen Uebungen darbieten?!

Ueberhaupt wird vielfach der Ausbildung des Körpers wie des Verstandes die Förderung des Seelen- und Gemüthslebens allzusehr hintangesetzt, der innige Zusammenhang der materiellen Wohlfahrt mit der Moral und dem allein festen Fundament derselben, der Religion, viel zu wenig beachtet. Als Beleg hierfür kann die Hauptstadt des deutschen Reiches dienen, bei deren gewaltigem Anwachsen auf alles Andere mehr Rücksicht genommen ward, als auf das kirchliche Bedürfniß der Eingesessenen. Die demzufolge protestantischerseits an die Staatsregierung ergangenen Hülferufe wären an die zunächst interessirten Confessionsverwandten zu richten gewesen, zumal es bei einem großen Theile derselben an Mitteln zur Abhülfe wahrlich nicht fehlt, wie deren sonstiger Luxus beweist.

Jedenfalls würde nach Recht und Billigkeit von Staatswegen für die verschiedenen Confessionen in entsprechendem Maße zu sorgen sein. Solche Fürsorge ist durchweg mit Bevormundung verbunden oder geht doch leicht in Bevormundung über. Schon darum würde schwerlich jemals die katholische Einwohnerschaft Köln's nach Art

der protestantischen Berlin's die Hände danach ausstrecken, wie sehr die Stadt auch anwachsen möchte. Was innerhalb derselben binnen einigen Decennien für Wohlthätigkeitsanstalten und zu religiösen Zwecken, insbesondere für die Herrichtung und Ausschmückung ihrer Gotteshäuser gethan worden ist, selbst während der Glühhitze des so manches besondere Opfer erheischenden sog. Culturkampfes, läßt zuversichtlich erwarten, daß die gleiche Opferwilligkeit bethätigt werden wird, sobald die Errichtung von Kirchen in der Neustadt als nothwendig erscheint.

Die städtische Verwaltung hat bereits, dem Vernehmen nach, in anerkennenswerther Weise gezeigt, daß sie ihrerseits nicht zurückbleiben will, indem sie zum Zwecke der sich als erforderlich ergebenden Erbauung von Kirchen ihr zur Verfügung stehenden Baugrund unter bedeutender Ermäßigung des gewöhnlichen Bodenpreises hergibt. Abgesehen davon, daß das umliegende Terrain durch einen Kirchenbau an Werth gewinnt, empfiehlt sich eine derartige Freigebigkeit von mehr als einem Gesichtspunkte aus. Es handelt sich namentlich da nicht bloß um das, allerdings am schwersten wiegende religiöse Moment; die Hebung und Veredelung des Volksgeistes im Allgemeinen steht dabei in Frage. Innerhalb der Gotteshäuser, bis hinauf zum prachtvollsten Dome, fühlt mit vollem Rechte der Aermste aus dem Volke dem Reichsten und Vornehmsten sich gleich; dort zeigt sich die Kunst nach den verschiedensten Richtungen hin in ihrer erhabensten Erscheinungsweise, gewährt sie die reinste Nahrung. Nicht in Museen und Bildergalerien, sondern in den Tempeln und in den Kirchen, oder doch hauptsächlich in ihnen, hat während der großen, aus der Vergangenheit hervorleuchtenden Kunstperioden der alle Schichten der Gesellschaft durchdringende ästhetische Sinn seinen Wurzelboden gefunden.

Zu den großartigsten und bewundernswerthesten Schöpfungen der christlichen Architektur gehören die unzähligen, zugleich kirchlichen und profanen Charakter an sich tragenden mittelalterlichen Ordensbauten. Viele derselben sind verschwunden, andere nur noch aus trümmerhaften Resten erkennbar; das zu uns Herübergerettete aber genügt schon zur Rechtfertigung des eben Gesagten. Von dem auf französischem Boden Erstandenen dieser Art erhalten wir eine Vorstellung durch das große Werk von Albert Lenoir: Architecture monastique (2 Bde. 4°. Paris, Impr. impér. 1856) und den

die gleiche Aufschrift führenden Artikel im Dictionnaire de l'architecture von Viollet-le-Duc. Ich erwähne diese Arbeiten, um den Wunsch daran zu knüpfen, daß Aehnliches für Deutschland erscheinen möchte. Weit wünschenswerther aber noch ist das Erwachsen zahlreicher neuer Ordensbauwerke der verschiedensten Art im Geiste der alten. Wenn indeß hinsichtlich der Nothwendigkeit einer Vermehrung der Kirchen eine Meinungsverschiedenheit wenigstens unter den Gläubigen aller Confessionen nicht stattfindet, so scheint es bei uns in Deutschland jedenfalls noch längern Kampfes gegen den materialistischen Unglauben einerseits und tief wurzelnde Vorurtheile anderseits zu bedürfen, bevor letzterer Wunsch in Erfüllung geht und bevor man an den maßgebenden Stellen zu der Einsicht gelangt, daß es einem Staatswesen weder zur Ehre noch zum Vortheil gereicht, daß es mit der vielgerühmten deutschen „Geistesfreiheit" in starkem Widerstreit steht, wenn klösterliche Gottesverehrung, Opferwilligkeit und Zucht, wenn auf dem Gebiete der Schule und Erziehung die Ordensleute gewaltsam jenseits unserer Landesgrenzen gehalten werden. Hoffentlich ist die Zeit nicht allzu fern, in welcher auch für die Vertreibung der Orden ein Jeder die Verantwortlichkeit von sich abweist wie dermalen schon kein Theil den „Culturkampf" im Uebrigen veranlaßt oder geschürt haben will.

VIII.

Den Vortheilen, welche rasches Anwachsen von Städten denselben bringt, stehen zumeist gewisse, mitunter die Vortheile sogar überwiegende Einbußen gegenüber. Auch Köln ist von solchen nicht ganz verschont geblieben und wird vielleicht weitere noch zu erleiden bekommen. Hart, sehr hart war es jedenfalls, daß es als preußische Stadt mit 12 Millionen dem Fiscus das abkaufen mußte, was ihm als freier Reichsstadt eigenthümlich gehört hatte und ohne irgend ein Entgelt entzogen worden war. Die Kosten für die erforderliche Gestaltung der Bauterrains, für die Neuanlagen von Canälen, Straßen, öffentlichen Plätzen und deren Ausschmückung werden hoffentlich aus dem Erlös des, wie eben gesagt, erworbenen Festungsterrains gedeckt. Jedenfalls läßt sich ein etwaiger finanzieller Verlust ungleich leichter

verschmerzen, als eine Benachtheiligung idealer Art, wie solche Köln auf dem ästhetischen Gebiete, in monumentaler Beziehung erlitten hat und noch weiter erleiden soll. Daß sein so imposanter Mauergürtel, der Jahrhunderte hindurch allen Angriffen Stand gehalten hatte, dem Ausdehnungsdrange der Stadt zu weichen hat, mag als unbestreitbar gelten; anders verhält es sich mit der bereits vollzogenen und noch geplanten Zerstörung der alten Thorburgen. Zwar ist das Vorkommniß schon vielfach contradictorisch besprochen worden; ich glaube indeß hier doch darauf zurückkommen zu sollen, da wenigstens möglicherweise bis jetzt noch nicht Verlorenes zu retten ist, es sich überdies aber auch hier um ein Thema von weittragender und tiefgehender, nicht bloß localer Bedeutung handelt. Fast allgemein werden die Bauwerke der in Rede stehenden Art als vogelfrei, ihre Beseitigung als etwas Verdienstliches, durch den Geist der Neuzeit sozusagen Gebotenes erachtet. Unzählige Gebäude sind dieser Anschauungsweise als Opfer gefallen. Schon der Schatten, welchen sie warfen, genügte zu ihrer Verurtheilung; sie wurden wie Leichen behandelt, welche zu begraben man vergessen hatte. — Möchten einige Worte zu deren Gunsten eine gute Stelle finden, zur Abwehr ihrer Bedränger, besser noch zu deren Bekehrung etwas beitragen!

Wenn im Mittelalter eine Stadt von einer gewissen Bedeutung gegen äußere Feinde geschützt werden sollte, faßten deren Insassen nicht bloß das einfache Bedürfniß in's Auge; sie wollten, daß die Umwallungen außer ihrer Wehrhaftigkeit zugleich ihren Bürgerstolz und ihren Sinn für das Kunstschöne bekundeten, daß das Auge sich daran erfreue. Alles zum damaligen Befestigungswesen Gehörige trug in seiner Art nicht minder ein Kunstgepräge an sich, als die Kirchen und die Rathhäuser. Die Zinnen, Wurföffnungen, Schießscharten u. s. w. waren gestaltet und profilirt, als ob sie einem ornamentalen Zwecke zu entsprechen hätten. Auch die bedeutendsten Meister, ein Dürer und ein Michel Angelo u. s. w., fanden es nicht unter ihrer Würde, solchen Zwecken zu dienen. Davon legten denn auch die Bollwerke des alten Köln Zeugniß ab; mit keinen andern während des Mittelalters geschaffenen haben sie den Vergleich zu scheuen. Zu meiner besondern Freude kann ich mich für diese Werthschätzung auf die Autorität des Architekten- und Ingenieur-Vereins für den Niederrhein und Westfalen berufen, welcher sich gedrungen gefühlt

hat, das Ganze der altkölnischen Umfestigung, im Bilde wenigstens, den nachkommenden Geschlechtern zu überliefern. Das von demselben im Jahre 1884 unter dem Titel: „Kölner Thorburgen und Befestigungen" veröffentlichte, 58 Bildtafeln befassende Werk verdient um so dankbarere Anerkennung, als die mit dem Unternehmen verbundene Mühe und Arbeit sonstige Vergütung kaum zu gewärtigen hatte. Der schönste Lohn, welcher den betreffenden Künstlern zu Theil werden könnte, wäre die möglichste Schonung der von ihnen abgebildeten Originale, wofür dieselben bereits vor dem Erscheinen jenes Werkes die Stimme erhoben hatten. Allein schon die demselben vorangestellte Einleitung sollte einer Enttäuschung in dieser Hinsicht Ausdruck geben. Der über das Gereonsthor handelnde Abschnitt schließt mit dem Satze: „Während wir dies niederschreiben, ist man bereits in großer Eile mit der Niederlegung des Monuments beschäftigt; die Gründe dafür werden für jeden Kunstfreund ebenso wie für jeden praktischen Menschen, heute wie fernerhin, räthselhaft bleiben. Wir können die Zerstörung dieses Werkes nur lebhaft bedauern." Es dürfte ein gewisses culturhistorisches Interesse darbieten, wenn hier dieser „Räthselhaftigkeit" durch einiges Bezügliche etwas näher getreten wird; zugleich soll dasselbe dazu dienen, das oben betreffs der in weiten, gebildeten Kreisen herrschenden blinden Zerstörungslust Gesagte gegen den Vorwurf der Uebertreibung zu schützen.

Sobald feststand, daß die Befestigung Köln's weiter hinausgerückt werde, bildete sich daselbst unter der Leitung der „Kölnischen Zeitung" eine Partei, welche mit allen Thoren, Thürmen und Mauern aufgeräumt wissen wollte. Mit solcher Rücksichtslosigkeit betrieb die Redaction jenes Blattes diesen Vertilgungsplan, daß dieselbe sogar eine durch den damaligen städtischen Archivar Dr. Ennen ihr eingereichte, demselben zuwiderlaufende Abhandlung eines der hervorragendsten Schriftsteller über Kriegsbauwesen, des Obersten von Cohausen, mit dem Bemerken zurückwies, es werde grundsätzlich nichts zu Gunsten der alten Thürme aufgenommen. Als ich, an meinem Theile, deren Erhaltung gelegentlich im Abgeordnetenhause befürwortete, ward mir von Seiten des Blattes eine höhnische Abfertigung zu Theil, worauf ich mich übrigens im Voraus gefaßt gemacht hatte. Die Verhandlungen der städtischen Verwaltung mit dem Kriegsministerium endeten dahin, daß drei Thorburgen, das

Severins-, Eigelstein- und das Gereonsthor, erhalten bleiben mußten, alle übrigen wurden preisgegeben. Demnächst erfolgte ein Umtausch des zuletzt genannten Thores gegen das zwar großartigere, aber weit weniger solide Hahnenthor. Trotz dieses Tausches war kaum zu glauben, daß das Gereonsthor nicht erhalten bleiben sollte. Dasselbe befand sich in so gutem baulichen Zustande, daß es irgend erhebliche Aufwendungen nicht erforderte; in seiner äußern Erscheinung war es besonders ansprechend. Den sog. Bedürfnissen der Neuzeit stand es in keiner Art im Wege; die Nachbarbauten wurden nicht ein Mal durch die Schatten, welche es warf, beeinträchtigt; breite Straßen führten an beiden Seiten desselben vorbei, so daß der Thorweg für Fußgänger durchaus frei gehalten werden konnte. Durch zahlreiche Spuren von alten Mauern, veränderte und vermauerte Bogenöffnungen, Consolansätze u. s. w. waren schätzbare Anhaltspunkte für die Geschichte des Bauwerks und seiner nächsten Umgebung geboten. Aber noch mehr: der nunmehrige städtische Archivar Dr. Höhlbaum führte in einer dem Stadtrathe eingereichten Denkschrift den Nachweis, daß die innern Räume des Baues sich zu archivalischen Zwecken trefflich eigneten, überhaupt ökonomisch zu verwerthen seien. Dadurch ward indeß die Hinrichtung nur beschleunigt; eine Gnadenfrist hätte wenigstens möglicherweise zur Rettung des verfehmten Alterthums führen können! An der so beklagenswerthen Execution lastet übrigens ein gewisses Maß von Mitschuld auf der Staatsbehörde. An ihr wäre es gewesen, die sämmtlichen Wehrbauten von monumentaler Bedeutung in der Art sich vorzubehalten, daß sie betreffs jedes einzelnen nur dann den Abbruch zu gestatten gehabt hätte, wenn mittels eines geordneten, contradictorischen Verfahrens dessen Nothwendigkeit oder doch unverkennbare Nützlichkeit dargethan worden wäre. Statt dessen aber ließ der Kriegsminister vorerst die große Mehrzahl jener Bauwerke dem Staate abkaufen und kam dann der Cultusminister hinterher mit dem Anspruche, vermöge seines Aufsichtsrechts über die historischen Denkmäler, in Bezug auf die in Rede stehenden maßgebende Anordnungen zu treffen. Die dadurch und durch noch sonstige unliebsame Vorkommnisse hervorgerufene Verbitterung übte sicherlich einen gewissen Einfluß auf die vorgedachte stadtkölnische Entscheidung und läßt dieselbe in etwas milderem Lichte erscheinen. — Es wird sich übrigens Gelegenheit ergeben, das am Gereonsthor Gesündigte zu sühnen.

Von den dem discretionären Befinden des Stadtrathes anheimgegebenen Thorburgen warten mehrere noch der thatsächlichen Entscheidung über ihr Schicksal. Der trotzige Ernst, mit welchem sie von der Vorzeit der Stadt Zeugniß ablegen, ihre einfache, schon durch die Masse wirkende Wuchtigkeit bilden einen wohlthuenden Halt in dem Häuser- und Formengewirre, dem Ornament- und Stylmischmasch der Neustadt. Für das Auge erwünschte Ruhepunkte, wecken und beleben sie zugleich den historischen Sinn, das Interesse für eine aus dem Leben geschwundene, hervorragende Gattung von monumentaler Architektur. Eine nicht durch Noth gebotene Zerstörung derselben würde einfach in den Augen aller wahrhaft Gebildeten als ein Act der Rohheit erscheinen; mit wegwerfenden Schlagworten, wie „gothische Marotte", „dilettantistischer Archäismus" u. dergl. ließe derselbe sich vor allen Urtheilsfähigen nicht beschönigen, geschweige denn rechtfertigen. Ueberdies lassen sie sich im Laufe der Zeit jedenfalls in irgend einer Weise nutzbar machen, wie dies betreffs des Gereonsthores bereits dargethan war und am Hahnenthore sich zu bethätigen im Begriffe steht. Indem ich der Restauration dieses Thorthurmes gedenke, kann ich nicht umhin, dringend zu befürworten, daß dessen äußere Erscheinung möglichst wieder zu der ursprünglichen gemacht werde. So würde ich es denn insbesondere für sehr bedauerlich halten, wenn das, dem Vernehmen nach, bestehende Project, oberhalb der äußern Thoröffnung die Figur des Kölnischen Bauers anzubringen, verwirklicht werden sollte. Es wäre das insbesondere auch ein gar zu starker Anachronismus, da der Kölnische Bauer allererst in der Koelhoff'schen Chronik (1499) in die Erscheinung tritt. Allen Respect vor der populären Figur — an diesen Ort aber gehört dieselbe gewiß nicht.

Mit der weitern Wiederherstellung von Thoren, zu deren Behuf das zuvor erwähnte Werk des Architektenvereins in verdienstlichster Weise die Wege geebnet hat, eilt es nicht; man lasse dieselben nur eben ruhig fortbestehen, bis ein besonderer Anlaß, sei es zu ihrer Beseitigung, sei es zu ihrer Wiederherstellung, sich ergibt. Durch die Bezeichnungen der verschiedenen Abtheilungen des „Rings" — von den Ubiern angefangen, bis zum Kaiser Wilhelm hin — hat die städtische Verwaltung Interesse für die Geschichte der Stadt bekundet; man kann kaum glauben, daß die nämliche Verwaltung den monumentalen Zeugen gerade der glänzendsten Periode dieser

Geschichte durch consequentes, planmäßiges Zerstören derselben das gerade Gegentheil von Achtung zu Theil werden lassen wolle.

Als von guter Vorbedeutung in dieser Hinsicht erscheint die Fürsorge, welche dieselbe dem in die Stadtmauer eingefügten sog. Ulre-Denkmal zugewendet hat, indem sie dessen Wiederherstellung dem auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunstweise als Bildhauer bewährten Professor Peter Fuchs übertrug. Die Arbeit desselben rechtfertigt denn auch vollkommen das in ihn gesetzte Vertrauen. Das in seiner Art vielleicht einzige, im kühnsten Hochrelief gearbeitete Kunstwerk gibt sich nun endlich wieder vollauf als das zu erkennen, was es gewesen ist, bevor es die so vielfachen, geradezu barbarischen Mißhandlungen zu bestehen gehabt hat, zufolge deren eine vollständige Erneuerung der untern Hälfte des Werkes stattfinden mußte, wozu drei Abbildungen aus den Jahren 1619, 1770 und 1771 erwünschte Anhaltspunkte darboten. Die erstgedachte, eine Skizze zu einem Gemälde des Kampfes, worauf das Ulredenkmal sich bezieht, von einem sonst unbekannten Maler, Namens Augustin Braun, ward von Dr. Höhlbaum erst im städtischen Archiv aufgefunden, als die Publication des Architektenvereins bereits erschienen war, so daß dieselbe zu dem Restaurationsentwurf des Architekten Wiethase nicht benutzt werden konnte.

Welch ein wirkungsvoller Schmuck für die ganze Umgebung aus den verlassenen Wehrbauten erwachsen kann, zeigt so recht die von dem sogenannten Carthäuser Mühlenthurm überragte Baugruppe, deren Kern die Ulrichsthorburg bildet. Glücklicherweise ist hier ein Bürger Köln's, der Commercienrath Franz Carl Guilleaume, als Retter eingetreten, indem er den noch ein Bastion und eine Caponnière aus neuerer Zeit befassenden Complex käuflich an sich brachte, und mit der Gestaltung der verschiedenen Bautheile zu einem möglichst homogenen Ganzen den Baurath Vincenz Statz beauftragte, welcher denn auch der so schwierigen Aufgabe mit wahrer Meisterschaft entsprochen hat. Obgleich der Bauherr, wie schon die ganze Art der in's Einzelnste gehenden Restaurationsarbeit und die so reiche wie gediegene künstlerische Ausstattung zeigen, eine Rentabilität der Anlage nicht bezweckt hat, wird solche sich doch voraussichtlich zufolge der Anziehungskraft ergeben, welche die Gruppe nach den verschiedenen Richtungen hin durch ihre malerische Schönheit und ihre so günstige Lage zwischen dem südlichen und nördlichen Ringe übt, sobald

die ehemalige Caponniére sich als Restauration in den Dienst des Publicums gestellt findet. Hoffen wir, daß in ähnlicher Art auch künftig echter Bürgersinn der städtischen Verwaltung zu Hülfe kommt, wo es sich darum handelt, die Ehre Köln's in Bezug auf die künstlerischen Schöpfungen der Altvordern zu wahren.

Sobald der für den Umkreis der Altstadt entworfene Bebauungsplan im Wesentlichen verwirklicht sein wird, tauchen gewiß Projecte zur Verschönerung mancher Art auf. Falls nicht etwa bis dahin wider Erwarten die fast epidemisch gewordene Leidenschaft für Standbilder rückläufig geworden sein sollte, kommen sicherlich Projecte zu solchen an die Reihe. Sind deren doch schon nicht weniger als drei auf dem Plane zur Erweiterung des Domplatzes in Aussicht gestellt! An sich betrachtet ist gewiß der Drang, das Andenken an besonders um die Menschheit verdiente Persönlichkeiten in dieser Art wach zu erhalten, anerkennenswerth und zu pflegen; allein erfahrungsmäßig bemächtigt sich desselben gar leicht der Partei- wenn nicht gar der Cliquen-Geist; auch liegt in nicht gar weiter Ferne die Gefahr, daß derselbe einer Art von Servilismus dienstbar gemacht wird, wie solcher zur Zeit des Niederganges des römischen Reiches im Apotheosen-Unwesen Ausdruck gefunden hat. In ästhetischer Beziehung hat seit langer Zeit schon ein Anschluß an diese Richtung insofern sich begeben, als die Bildhauer durchweg der vorchristlichen Kunstperiode die Muster entnehmen, nach welchen sie berühmte Zeitgenossen statuarisch zur Erscheinung bringen. In antikisirendem, akademisch-klassischem Styl gehalten, mit Emblemen ausgestattet, die meist, weil viel zu viel, darum so gut wie nichts Bestimmtes sagen — ein Lorbeerkranz, eine Schriftrolle, eine Leyer, ein Zeichenstift, eine Kanone und was dergleichen mehr ist — wenn nicht nackt oder doch halbnackt, auch wohl mit Gewandungen versehen, die weder antik noch modern sind, fristen sie, wenigstens der großen Mehrzahl nach, in ihrer Isolirtheit ein verfehltes, sich und das Publicum langweilendes Dasein. Den Mangel an Gedanken und Ausdruck zu verdecken, nimmt der Künstler wohl zu verblüffender Kolossalität seine Zuflucht oder, falls die Mittel solches erlauben, zu allegorischen Eckfiguren, meist weiblichen Geschlechts und so weit unverhüllt, daß schon dadurch ein gewisser Reiz auf eine gewisse Sorte von Beschauern geübt wird. Diejenigen, die gegen das vorstehend Gesagte, welches dem meisten mir zu Gesicht gekommenen

Statuarischen, bald mehr, bald weniger gilt, die an sich betrachtet, gewiß sehr schwerwiegende Autorität des klassischen Alterthums anrufen, vergessen, daß wir im 19. Jahrhundert nach Christi Geburt leben; daß die christlichen Grundanschauungen und Lebensverhältnisse, ja fast alle Aeußerlichkeiten, bis zur Tracht herab, wesentlich verschieden von den heidnischen sind; daß wir in einer andern geistigen Atmosphäre athmen, als die alten Griechen und Römer, daß mit einem Worte „Pan gestorben" ist und nicht wieder vom Tode auferweckt werden kann. Weiter vergessen dieselben, daß die antiken Statuen durchweg in Beziehung zu Bauwerken standen, womit sie, ihnen gewissermaßen als Ergänzung dienend, stylistisch harmonirten, deren letztes Wort sie sprachen. Insoweit die in Rede befindliche Kunstübung nicht dem Volksbewußtsein gemäß schafft und gestaltet, wird sie ihren eigentlichen Beruf, erhebend, erwärmend, nachhaltig bildend auf die große Masse zu wirken, nicht erfüllen, in unserm Boden keine Wurzel schlagen, nicht wahrhaft populär werden, selbst wenn das Genie eines Thorwaldsen ihr zu Gebot stände.

Die Frage, welchen andern Weg die Bildhauerei einzuschlagen habe, beantworte ich im Allgemeinen dahin, daß ein architektonischer Grundgedanke an die Stelle des rein statuarischen zu treten habe, jedenfalls die Beihülfe der Architektur in Anspruch zu nehmen sei, um die Schwächen des letztern zu decken; daß der Bildhauerei ein größeres Maß von Consistenz zu verleihen sei, um durch sinnvolles, in die Architektur verwobenes Ornament und Nebenbildwerk das Bezweckte klarer, verständlicher auszudrücken. Was damit gesagt sein soll, ist nichts weniger als neu; es zeigt sich unzählige Male verwirklicht in Monumenten, womit das Mittelalter, bis in die Renaissanceperiode hinein, öffentliche Plätze allerwärts geschmückt hat, bevor die so unheilvolle Auflehnung der Sculptur wie der Malerei gegen die Suprematie der Architektur hervorgetreten war. Thatsächlich ist jener Weg denn auch bereits in unsern Tagen mit glänzendem Erfolg wieder beschritten worden, so beispielsweise in Prag, London und Edinburgh durch die Errichtung der Prachtdenkmäler zu Ehren des Kaisers Franz, bezüglich des Prinzen Albert und des großen schottischen Dichters Walter Scott. Vor wenig Jahren noch hat die vormals mit Köln verbrüdert gewesene Stadt Lübeck auf zwei ihrer öffentlichen Plätze stattliche Brunnen, ebenwohl in gothischem Style, errichten lassen. Im Allgemeinen empfiehlt es sich, in

der Art mit dem Schönen das Nutzbringende zu verbinden, daß die Denkmäler zugleich als Laufbrunnen eingerichtet werden, wie wir deren so manche, den Nürnberger Schönbrunnen an der Spitze, aus der Vorzeit überkommen haben. Dadurch verwächst sozusagen das Werk mit dem Leben und Treiben der Bevölkerung; das unablässig in Becken herabsprudelnde Wasser belebt den Anblick desselben und gewährt einen eigenthümlichen, die Phantasie anregenden Reiz.

Erfreulicherweise hat man sich durch das auf dem Altenmarkt zu Ehren des Jan van Weerth errichtete Denkmal zu der vorstehend dargelegten Ansicht jüngst auch in Köln bekannt, wo eine Anzahl von Straßen und Plätzen vor nicht gar langer Zeit noch durch korinthische Säulen-Pumpen aus Gußeisen, in deren Capitell sich der Schwengel bewegt, nichts weniger als geschmückt worden war. Wohl nicht mir allein wird es übrigens befremdlich erscheinen, ein Denkmal, auf welches die gothischen Prachtthürme des Domes und des Rathhauses herabblicken, zu Ehren eines kerndeutschen Haudegens in, dessen innerstem Wesen widerstreitender welsch-renaissancistischer Art aufgerichtet zu sehen, nachdem eben die Kölner Steinmetzenhütte durch die Vollendung des gothischen Domes sich einen europäischen Namen gemacht hatte. War man doch an maßgebender Stelle gegen den etwaigen Vorwurf des Obscurantismus gewiß zureichend durch den Vorgang der zuvor genannten drei großen Hauptstädte und Lübeck's geschützt, welche vor der Gothik nicht zurückgeschreckt sind, obgleich die von erstern Gefeierten dem „finstern" Mittelalter noch viel ferner gestanden hatten als Jan van Weerth, zu dessen Lebzeiten die mittelalterliche Kunsttradition noch nicht vollständig erloschen war. Mit der Wahl des Renaissance-Styls hängt manches zusammen, was meines Dafürhaltens dem, mit technischer Meisterschaft ausgeführten Werke zum Nachtheil gereicht. So u. A. eine gewisse, daher rührende Eintönigkeit, daß ein Wechsel der quadratischen Grundform, vom Fuße bis zum Scheitel des Denkmals, überhaupt eine wechselnde Gestaltung des Aufbaues aus dem Grundrisse heraus nicht stattfindet. Ob der Kölner Humor, welchem der Kriegsheld seine derzeitige Popularität verdankt, in den, Blumenkörbchen auf den Köpfen tragenden, mit Doppel-Fischschwänzen versehenen Amoretten oder Putten einen angemessenen Ausdruck findet, dürfte sehr zu bezweifeln sein; nicht minder, ob die so eleganten, wie zu einem Maskenballe costümirten, mehr als lebensgroßen Figuren des Köl-

nischen Bauers und seiner Genossin, welche an zwei Seiten des Denkmals Platz genommen haben, dem bezüglichen Volksideale entsprechen; jedenfalls entspricht ersterer nicht dem Vorbilde, wie solches in der Koelhoff'schen Chronik hervortritt. Derbe Volksthümlichkeit verträgt sich eben mit der höfischen Renaissance so wenig wie echter Humor. Auch den Relief-Darstellungen fehlt es, meines Dafürhaltens, an kräftig hervortretender Charakterisirung. Endlich legt sich auch noch die Frage nahe, warum die Hauptfigur auf der Spitze des Denkmals, in welcher doch dessen Bedeutung gipfelt, sich nur als ein gewöhnlicher Kriegsmann des siebenzehnten Jahrhunderts und nicht als der glänzende Generalfeldmarschall des Volksliedes präsentirt. Besteht er doch in seiner nunmehrigen Gestalt kaum die Concurrenz mit den so gewichtigen, sich recht breit machenden sitzenden Nebenfiguren. Ich verlasse den Weerthbrunnen mit dem Wunsche, daß die vorstehenden, denselben kritisirenden Bemerkungen gegen das vielfach in jeder Hinsicht ihm gespendete Lob in die Waagschale gelegt und so ein gerechtes Schlußerkenntniß über das Werk herbeigeführt werde.

Da nur ausnahmsweise die zur Verherrlichung von Berühmtheiten durch Standbilder in Erz oder Marmor erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stehen, werden öffentliche Anlagen vielfach mit fabrikmäßig gefertigten Figuren, Vasen oder sonstigen Gebilden aus gebranntem Thon, Gußeisen, bronzirtem Zink und sonstigem wohlfeilen, mehr oder weniger auf Täuschung berechneten Materiale bedacht. Gemeinwesen und Anstalten thun aber sicherlich besser daran, auf jegliches Schmuckwerk zu verzichten, als zu Derartigem ihre Zuflucht zu nehmen, selbst wenn etwa berühmte Originale demselben als Muster gedient haben sollten. Nur allzu wenig wird ohnehin schon beachtet, daß das Material und die künstlerische Formgebung sich wesentlich einander bedingen; es gilt, den Sinn des Publicums für das Echte, Gediegene zu schärfen, dem Ueberhandnehmen des Surrogaten-Unwesens allerwärts entgegenzuwirken. Obgleich hier wohl kaum der dazu geeignete Ort ist, kann ich doch nicht umhin, noch die Bemerkung beizufügen, daß billige Dutzendwaare der eben gedachten Art: Farbendrucke, Bildnereien aus sogenannter Masse und was dergleichen mehr, ohne directe Einwirkung der menschlichen Hand Geschaffenes ist, für das Innere der Kirchen, überhaupt zu gottesdienstlichen Zwecken doppelt ungeeignet erscheint.

IX.

Zum Schluß komme ich auf eine, im Vorbeigehen mehrmals von mir gestreifte Frage zurück. Wird auf dem Gebiete des Bauwesens die Strömung nach stylistischer Ungebundenheit die Oberhand behalten oder steht eine feste Eindämmung derselben mittels einer Rückkehr zu den Constructionsprincipien der altdeutschen Meister in Aussicht und ist solche anzustreben? So weit mein Blick reicht, scheint bei uns zu Lande die herrschende Meinung letztere Frage zu verneinen.

Eine im neuesten Hefte der „Deutschen Revue" gelegentlich einer Besprechung der von mir verfaßten Schriften: „Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk" und „Zur neuern Geschichte des Dombaues zu Köln" laut gewordene Stimme gibt jener Meinung besonders lebhaften Ausdruck. Um mir so recht die Erfolglosigkeit meines und meiner Gesinnungsgenossen Bemühens für die Sache der altdeutschen Bauweise vor Augen zu führen, wird da gleich von vornherein darauf hingewiesen, wie in meiner rheinischen Heimath bei der Aufführung von Villen und städtischen Nutz- oder Prachtbauten die Gothik fern gehalten bleibe, ja wie selbst im Schatten des Kölner Domes die Bauherren durchweg dem „behäbigen, festlichen Gepränge, den hellen, großen Fenstern, den einladenden Thorfahrten des renaissancistischen Styles" den Vorzug gäben. Man stehe, so heißt es dann weiter, vor dem Gegensatze zwischen der, Menschen und Völker nivellirenden Orthodoxie des Mittelalters und dem über dieselbe Herr gewordenen Humanismus, welcher die Gedanken und die Persönlichkeit frei mache. Die Kunst sei frei wie die Natur, das Häßliche vergehe durch sich selbst, nur das Schöne siege. Wir hätten Denk- und Religionsfreiheit, darum auch Stylfreiheit. Mit Bewußtsein, Fleiß und feinem Gefühl hätten wir uns in die Schule a l l e r ausgelebten Stylarten zu begeben, nicht um irgend einer Theorie zu Liebe mit gebundenen Händen einem bestimmten Style uns zu überliefern, sondern um die neuerstandenen Formen mit Geschmack zu meistern und unsern modernen Bedürfnissen in voller Freiheit dienstbar zu machen. Wie die Architektur, so werden dann auch die andern bildenden Künste für

keinem Gesetze untergeben erklärt; auch da soll der individuelle Geschmack, die Gefühlsfeinheit der allein berechtigte Regulator sein.

Es ist dankenswerth, wenn solchergestalt tief liegende und weit tragende Gegensätze rückhaltlos offengelegt werden. Auf Grund dieser Darlegung darf wohl die Annahme Platz greifen, daß, wie auf dem Gebiete der Architektur jeder feste Canon, so auf dem Gebiete der Musik der Generalbaß, auf dem sprachlichen die Grammatik, als mit der Freiheit unverträglich zurückzuweisen sind. Die Unverträglichkeit von Dogmen, überhaupt eines Katechismus, mit der Religions- und Denkfreiheit, wie mein Gegenpart dieselbe versteht, ist selbstverständlich. Meines Erachtens führt dahingegen gesetzlose, unbedingte Freiheit allerwärts zur Anarchie und damit zu einer Unfreiheit schlimmster Art; wahre Freiheit kann nur auf dem Boden fester Gesetzlichkeit bestehen und gedeihen. — Ein bloßes Versehen möchte ich darin erblicken, wenn der Verfasser des beregten Artikels „die Orthodoxie des Mittelalters als Menschen und Völker nivellirend" bezeichnet hat. Gewiß mit vollem Rechte kann man im geraden Gegentheil behaupten, daß das immer noch im besten Gange begriffene Nivelliren eben zur Zeit des Auftauchens des Humanismus seinen Anfang genommen hat, während im Mittelalter die bunteste Manchfaltigkeit in jeder Hinsicht bestanden hatte, so daß auch auf dem Gebiete der Architektur, trotz der Herrschaft gewisser Organisationsgesetze im ganzen Occident, jedes Land, ja jede Stadt ihre Besonderheit zu erkennen gab, daß überall „das Befruchtende localer Einflüsse" sich geltend machte.

Weniger entschieden und durchgreifend als das vorstehend besprochene System des unbeschränkten Gehenlassens, in Betreff des praktischen Ergebnisses aber demselben so gut wie gleich, lautet das, im Wesentlichen schon von dem ehemaligen badischen Baudirector P. Hübsch inaugurirte Programm einer gewissen Gruppe, welche von einer Verschmelzung der um die Herrschaft streitenden Style, des romanischen, des gothischen und der Renaissance — der von Hübsch noch berücksichtigte althellenische zählt schon seit längerer Zeit nicht mehr — das Heil erwartet. Unwillkürlich ruft dies Programm die Erinnerung an Piepmeyer, den famosen Parlamentarier meines Freundes Detmold, in mir wach. Von „der Idee eines allgemeinen deutschen Nationalgetränkes erfaßt," sucht Piepmeyer dieselbe durch eine Mischung zu verwirklichen, „welche die richtige Mitte zwischen

Wein, Bier und Branntwein hält und dadurch sowohl einerseits den Neigungen und Richtungen der verschiedenen deutschen Stämme, als anderseits auch der Idee der deutschen Einheit entspricht." Das Getränk, von dessen Erfindung sich Piepmeyer „ewigen Nachruhm" versprach, hat dessen Hoffnung getäuscht. Der vorgedachten Styl= mischung dürfte wohl schwerlich ein besseres Schicksal zu Theil werden. Bis jetzt wenigstens hat sie, meines Wissens, noch kein Glück gemacht. Auch der Renaissance — mit Einschluß der „deutschen" — stellen selbst frühere eifrige Verfechter derselben ein günstiges Horoskop nicht mehr. Schon vielfach in zopfige Verwilderung ausgeartet, gleitet sie sichtlich ebenwohl auf das vorhin besprochene Niveau ab= soluter Gesetzlosigkeit herab, soweit sie nicht bereits auf demselben angelangt ist.

Und nun die Aussicht in die Zukunft der Gothik!

Meinem Gegner in der „Deutschen Revue", welchem ich hiermit für seine freundliche Aeußerung über meine Person und meine Ab= sicht Dank sage, mich wieder zuwendend, gebe ich demselben zu, daß, wie schon angedeutet, die große Mehrzahl der Kunstschriftsteller und der Praktiker der Gothik abhold ist und daß es auch in meiner rheinischen Heimath mit den meisten Bauherren sich so verhält. Darum aber fühle ich mich durchaus nicht entmuthigt. Als ich vor ungefähr 40 Jahren in meiner Schrift: „Die christlich=ger= manische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart" für jene Kunstweise eintrat, war nach der damaligen Lage der Dinge, wenn überhaupt auf einen Erfolg, so doch keines Falls auf einen baldigen zu hoffen. Seitdem aber hat dieselbe stetige Fortschritte gemacht. Nicht weniges in besagter Schrift als nothwendig oder als wünschens= werth Bezeichnete ist mittlerweile zur Verwirklichung gekommen, schwerlich aus Anlaß meiner Befürwortung desselben, sondern weil dessen Zweckdienlichkeit mittlerweile, zufolge gemachter Erfahrungen anderwärts, erprobt worden war. Namentlich ist der officielle Bann gebrochen, welcher auf der mittelalterlichen Bauweise bis vor Kurzem gelastet hat; gründliche Kenner derselben lehren sie an einer der ersten staatlichen Kunstunterrichts=Anstalten und fehlt es ihnen nicht an eifrigen Schülern; das Studium des Ingenieurfaches ist von dem des Hochbaues getrennt; das Examenwesen vereinfacht. Tragen doch sogar schon in neuester Zeit errichtete Staatsbauten von Be= deutung das gothische Gepräge an sich; für die öffentlichen Bauwerke

ist Rohbau so gut wie obligatorisch geworden; während des Laufes von Jahrhunderten mißhandelte oder doch vernachlässigte mittelalterliche Baudenkmale sind wieder hergestellt oder doch in der Wiederherstellung begriffen; in allen Theilen Deutschlands regt sich das Interesse für dieselben, inventarisirt man sie und erforscht ihre Geschichte. Meine rheinischen Landsleute sind hinter dieser Bewegung, wozu sie durch den Fortbau des Kölner Domes einen Hauptanstoß gegeben haben, keineswegs zurückgeblieben; auch in praktischer Beziehung sind sie, wenigstens theilweise, schon zu der Einsicht gelangt, daß man nicht erst zu der Renaissance seine Zuflucht nehmen muß, wie der Einsender des beregten Artikels in der „Deutschen Revue" auffallender Weise annimmt, um „regelrechte Grund- und Aufrisse, helle, große Fenster, weite Thorfahrten, ein behäbiges, festliches Gepränge" zu Stande zu bringen.

Trotz aller dieser erfreulichen Erscheinungen und Anzeichen muß indeß, wie oben bereits geschehen, zugestanden werden, daß im großen Ganzen unser Bauwesen noch im Argen liegt, daß in stylistischer Beziehung namentlich es an einem festen Wurzelboden fehlt, Anläufe nach den verschiedensten Richtungen hin, ohne Compaß, je nach Laune, aufs Geradewohl gemacht werden. Demzufolge erinnert die Sprache, welche unsere Profan-Architektur im Allgemeinen zu uns redet, an die im Orient während der Kreuzzüge von den Kreuzfahrern der verschiedenen Nationen zum Zwecke wechselseitiger Verständigung gebrauchte, aus einem bunten Gemenge ihrer Idiome gebildete sogenannte Lingua franca, in nichts weniger als wohlthuender und rühmlicher Art.

Der vorstehend angeführte, dem frühen Mittelalter angehörende Vergleichspunkt mag etwas zu weit hervorgeholt erscheinen. So will ich mich denn einer uns bedeutend näher liegenden Periode zuwenden, zum Zwecke der Illustrirung der Lage, in welcher die Kunstsprache der Architektur sich zur Zeit befindet. Wie die während des Mittelalters herrschend gewesene Kunstsprache durch die aus Italien gekommene Renaissance, so ward im weiteren Verfolge auch unsere deutsche Schrift- und Umgangssprache durch das Franzosenthum zurückgedrängt, in der Fortbildung gehemmt, so zu sagen als auf dem Aussterbe-Etat stehend behandelt. Wer nur irgend gebildet erscheinen, zur „guten Gesellschaft" gezählt sein wollte, mußte französisch schreiben und reden, oder doch radebrechen. In allen Zweigen

des Staatslebens und im Heerwesen ward nach Möglichkeit Französisch an die Stelle von Deutsch gesetzt; selbst in den gewöhnlichen Lebensverkehr der untern Volksschichten schoben französische Redensarten und Brocken sich ein. Dank unsern Klassikern und mehr noch den Romantikern, am meisten aber vielleicht den erschütternden, unser Volk an Einkehr in sein eigenstes Wesen mahnenden Zeitereignissen trat zu Ende des vorigen und im Beginne des laufenden Jahrhunderts ein Umschwung nach der nationalen Seite hin ein. Längst schon handelt es sich, Gottlob, nicht mehr um den Bestand und die Würde unserer Muttersprache; es gilt nur noch, sie von Schlacken zu reinigen oder rein zu erhalten, ein Streben, welches sogar mitunter in Uebereifer ausartet, in's Possenhafte umschlägt.

Um dies beiläufig durch ein Beispiel zu belegen, sei auf die Erwirkung eines Ministerial-Erlasses durch Sprachreinigungsbeflissene hingewiesen, welcher Erlaß den Buchstaben h für Preußen aus angestammtem Besitzstande vertreibt, während er vom Reichskanzler in demselben geschützt wird, so daß in Preußen von Staatswegen Noth, Roth, Rath, That, Muth u. s. w. in Not, Rot, Rat, Tat, Mut u. s. w. sich umzuwandeln gehalten sind, während sie dem Reiche gegenüber bleiben sollen, was sie waren. Im Hinblick auf solche Sprach-Maßregelung und auf den ihr nicht bloß bei den unter der Botmäßigkeit des Ministers Stehenden zu Theil gewordenen Beifall glaubt man sich in eine gewisse altgriechische, durch Wieland berühmt gewordene Stadt versetzt. Jedenfalls verdient wohl das Vorkommniß als ein sprach-, ja culturgeschichtliches Curiosum hier im Vorbeigehen festgenagelt zu werden.

Soll nun aber Sprachreinigung von den Ministerhotels aus, auf bureaukratischem Wege betrieben werden, so thäte es gewiß am dringendsten Noth, eine darauf abzielende Fürsorge der Architektur zuzuwenden. Auf ein dahingehendes Signal von Oben herab würde auch sicherlich ein namhafter Theil gewisser Culturhelden, in deren Reihen sich die bittersten Gegner des deutschen Baustyls befinden, alsbald inne werden, daß die vom Auslande her importirte, unser Bauwesen beherrschende Formensprache zu „deutscher Bildung, deutsch-nationalem Bewußtsein und Aufschwung", welche jener Theil mit besonderer Vorliebe im Munde führt, in offenem Widerstreit steht, daß es uns als Deutschen nicht zur Ehre gereicht, aus den Hofküchen der Medici und eines Louis XIV. die Nahrung für

unser Kunstleben zu beziehen. Gewiß verdient das von einem Beamten im Arbeitsministerium, Otto Sarrazin, verfaßte „Verdeutschungs-Wörterbuch" alle Anerkennung; ein noch weit größeres Verdienst würde derselbe sich um die Sache der Architektur erworben haben, wenn er, statt bloß auf die Vertreibung der fremdländischen Wörter aus den Kanzleien, auf die Vertreibung der fremdländischen Kunstformen aus den Werkstätten hingearbeitet hätte.

Auf die vorstehend bezeichnete Art von staatlicher Fürsorge kann allenfalls Verzicht geleistet werden; um so mehr aber ist eine solche anderer Art herbeizuwünschen. Vor ungefähr 20 Jahren schon drang ein Professor an der Berliner Universität, Dr. Ferdinand Piper, in einer besondern Schrift auf „Einführung der monumentalen, namentlich der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasial-Unterricht", ein Verlangen, auf welches ich, dasselbe in meiner Weise begründend, im Abgeordnetenhause und in der von mir verfaßten Schrift: „Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk" zurückgekommen bin. Unter Bezugnahme auf das dort Ausgeführte hier bloß einige kurze Bemerkungen. Einestheils ist unsern alten Baudenkmalen nur dann ein nachhaltiger Schutz gesichert, wenn dieselben in den höhern Gesellschaftsklassen gebührendere Würdigung finden, als es bisheran erfahrungsmäßig im Allgemeinen der Fall war; anderntheils würden demzufolge die Architekten sich doppelt veranlaßt finden, bei neuen Bauten besondere Rücksicht auf die mustergültigen alten zu nehmen und bei Restaurationen von solchen möglichste Pietät walten zu lassen. Freilich ertönen jetzt schon von den verschiedensten Seiten her Klagen betreffs Ueberbürdung der Gymnasien mit Lernstoff. Allein entspricht es denn in größerm Maße der Forderung einer allgemeinen Bildung und einer „nationalen" Erziehung unserer deutschen Jugend, wenn dieselbe auf dem Gebiete des griechischen und römischen Alterthums heimisch gemacht wird, statt im Bereiche des Schaffens unserer christlichen Altvordern, wenn man sie in die Anschauungen längst abgestorbener, in fast jeder Hinsicht von uns verschiedener Nationen einzuweihen sucht, statt in die Ideenwelt, aus welcher, unter dem Zeichen des Kreuzes, unsere heutige Civilisation hervorgegangen ist, eine neue Ordnung der Dinge gegründet ward?

Auf die Gefahr hin, künftig den „Clericalen" nicht mehr beigezählt zu werden, was ich sehr bedauern würde, kann ich nicht

umhin, mich dahin zu äußern, daß auch von kirchlicher Seite die Bedeutung der Kunst in nicht zureichendem Maße gewürdigt wird. Verjüngt am Fuße des Altares entsprossen, hat die Kunst Jahrhunderte hindurch, von der Kirche gehütet und gepflegt, die Wahrheiten der Religion im Widerglanze der Schönheit den Nationen vorgeführt, ihre bildende und erziehende Kraft, ihre ethische Bedeutung nach allen Richtungen hin bethätigt. Wohin es zufolge des Abfalls von der christlich-germanischen Tradition im Laufe der Zeit gekommen ist, namentlich auf dem Gebiete der Architektur und der ihr dienenden Künste, davon legen die während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts errichteten Kirchen und deren innere Ausstattung Zeugniß ab. Seitdem ist es, Gottlob, besser geworden; ihre frühere Höhe aber hat die Kunst bei weitem nicht erreicht. Die zu ihrer Hebung besonders berufenen Diener der Kirche lassen es, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, noch allzu sehr an sich fehlen. Um dies Urtheil zu begründen, genügt fast schon der Hinweis darauf, daß es dem katholischen Deutschland an einem, dessen Umfang und Bedeutung auch nur annähernd entsprechenden Verein zur Förderung der christlichen Kunst und an einem diesem Zwecke dienenden Organe gebricht. Mußte doch das in Köln gegründete „Organ für christliche Kunst" nach zwei und zwanzigjährigem, mühevollem Kampfe um's Dasein am Schlusse des Jahres 1873 sich verabschieden, weil es ihm an Mitarbeitern und Abnehmern fehlte! Alle seitdem auf General-Versammlungen der deutschen Katholiken laut gewordenen Mahnungen zur Neugründung eines solchen Organs blieben unerfüllt, ebenso sonstige die Hebung der christlichen Kunst bezweckende Vorschläge, trotz einstimmiger Gutheißung derselben. Eine Hauptquelle dieser Mißerfolge scheint mir darin zu liegen, daß bei der Heranbildung des Clerus auf den Universitäten und in den Seminarien zu wenig auf eine gründliche und zugleich praktisch verwerthbare Unterweisung auf dem in Rede stehenden Gebiete Bedacht genommen wird. So kommt es denn, daß die meisten der mit der Seelsorge betrauten Priester bei Bauten oder Anschaffungen zu solchen lediglich ihr subjectives Ermessen, ihren „Geschmack" zur Richtschnur nehmen, daß sie nach Maßgabe desselben für den romanischen oder gothischen, ja selbst für den Renaissance-Styl oder was so zu nennen beliebt wird, eintreten, mitunter auch wohl, wenn dazu sich Gelegenheit bietet, um ihre Vielseitigkeit zu bekunden, hier für den einen, dort für den andern

Styl. Natürlich wird dann auch derjenige Künstler bevorzugt, welcher sothanem Geschmack sich am bereitwilligsten fügt. Nicht minder finden die Commis-Voyageurs der Fabriken für Architektur — auch solche Fabriken gibt es schon, die in allen Baustylen machen — und für Sculptur geneigte Aufnahme in Pfarrhäusern, weil deren Preiscourante die größte Auswahl zu den anscheinend billigsten Preisen bieten und man gar mancher Umständlichkeiten sich so überhebt. Gewiß wird unser Clerus, der in so schwerem Kampfe für die kirchliche Freiheit dargethan hat, daß er im Uebrigen auf der Höhe seiner Mission steht, nach erfolgter Erlangung derselben sich bemühen, auch in Bezug auf das Kunstschöne voranzuleuchten, im weitesten Umfange dem neuheidnischen Materialismus oder Naturalismus entgegen zu wirken. Auf welche Weise dies, meines Dafürhaltens, im Einzelnen zu geschehen hätte, findet sich in meiner Schrift „Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst“ dargelegt; jedenfalls bietet dieselbe Anhaltspunkte zu einer eingehenden mir besonders wünschenswerth erscheinenden contradictorischen Erörterung dieser Frage.

Natürlich liegt die Zukunft unseres Hochbauwesens vor allem bei den Architekten. Ein Theil derselben ist der Meinung, daß ihnen allein die bezügliche Obsorge zu überlassen sei, daß Dilettanten sich da nicht einzumischen hätten. Die Architekten bauen aber doch nur sehr ausnahmsweise für Fachgenossen; vielmehr handelt es sich durchweg um Bedürfnisse und Wünsche des Laienpublicums. Auch in Bezug auf die Befriedigung oder Verletzung des ästhetischen Sinnes kann den Laien nicht füglich zugemuthet werden, daß sie sich den Architekten auf Gnade und Ungnade ergeben, daß sie es schweigend hinnehmen, wenn die Straßen und Plätze ihrer Wohnorte durch mehr oder weniger häßlich erscheinende Bauten verunziert werden. Indeß könnte doch allenfalls seitens der Laien auf das Hineinreden verzichtet werden, wenn die Architekten unter sich hinsichtlich des Werthes ihrer Leistungen und der dafür maßgebenden Fragen eines Sinnes wären. Bekanntlich ist das nun aber keineswegs der Fall; habe ich doch in eigener Person die Erfahrung gemacht, daß hoch hervorragende Meister der Kunst mich in meinem Bemühen zur Förderung derselben ermuthigten, während ich um derselben willen in Fachblättern hart angelassen oder verspottet ward. Unzutreffende Vorschläge und Kritiken sollten, falls

denselben Liebe zur Sache zum Grunde liegt, deren Urhebern von Besserwissenden nicht verargt werden, sondern diese zur Berichtigung des Irrigen veranlassen. Meines Dafürhaltens müßte es im Grunde den Architekten gar sehr darum zu thun sein, daß das Interesse für ihre Kunst sich möglichst verallgemeinert.

Es will mir sogar als ein ernstes Krankheitssymptom erscheinen, daß unser Volk und unsere periodische Presse von den Begebnissen auf dem Gebiete des Bauwesens so wenig Notiz nehmen, während der Leistungen auf andern Kunstgebieten unablässig gedacht wird, nicht selten im Uebermaß, bis zum Ueberdruß. Es hält schwer, von Musik, die man nicht hört, und von Gemaltem, welches man nicht sieht, sich eine Vorstellung zu machen, jedenfalls viel schwerer, als von einem Bauwerke auf Grund einer Beschreibung desselben durch einen Sachverständigen.

Auch in Beziehung auf genossenschaftliche Organisation treten die Repräsentanten des Baufaches, trotz ihrer so großen Zahl, nicht aus dem Hintergrunde hervor. Wie ganz anders ist es in dieser Hinsicht geworden, im Vergleich mit den hinter uns liegenden Perioden, während welcher die Baukunst im Reiche der Künste das Scepter führte, namentlich im Vergleich mit dem Mittelalter, während dessen Verlaufs die Bauhütten eine vielfach privilegirte Stellung hoch über den Zünften einnahmen, die Obermeister des edeln Steinmetzengewerkes eine sozusagen internationale Bedeutung hatten! Der Hauptgrund jener Erscheinung liegt wohl darin, daß in Deutschland die Architektenwelt von Staatswegen hierarchisch gegliedert, abgestuft ist, daß sie, wie ich im Abgeordnetenhause, ohne Jemanden verletzen zu wollen — was ja auch von einem dem „himmlischen" Reiche entnommenen Vergleiche nicht zu besorgen war —, zu sagen mir erlaubt habe, eine Art von Mandarinenthum bildet, welches nur schablonenmäßig Ausgebildete und Durchexaminirte in sich aufnimmt. Demzufolge verschwindet die Leistung leicht in der Titulatur, der Künstler im Beamten, und wird das Aufkommen eines lebendigen, thatkräftigen Gesammtbewußtseins und Zusammenwirkens erschwert. Daß ein Staatswesen allen seinen baulichen Bedürfnissen ohne solchen bureaukratischen Apparat ein Genüge leisten kann, beweisen die nordamerikanischen Staaten und England. In letzterm ist auf dem Boden der Selbstregierung ein großartiger Verein (The Royal Institute of British Archi-

tects) erwachsen, welcher, fast alle Fachnotabilitäten in sich beschließend, den baulichen Angelegenheiten insgesammt als Mittel- und Stützpunkt dient und das Interesse des Publicums für dieselben stets wach erhält, wie sich dies in meiner Lebensbeschreibung Welby Pugin's näher dargelegt findet.

Binnen absehbarer Zeit ist nicht zu erwarten, daß das auf unserm Continente herrschende System eine wesentliche Aenderung erfährt, wie sehr auch alles auf Selbstverwaltung eigener Angelegenheiten hindrängt. Um so nothwendiger erscheint daher ein geschlossenes, zielbewußtes Zusammenwirken der Fachgenossen innerhalb der freigelassenen Begrenzung mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Zu diesen Mitteln möchte ich besonders das Abhalten populärer Vorträge an den verschiedensten Orten, sowie die Gründung eines Centralorgans zählen. Ein solches, auf Gebildete aller Art berechnet, müßte besonders dem praktisch im Leben hervortretenden Bedürfnisse sich zuwenden; es hätte zugleich aber das Interesse für das ästhetische Moment zu beleben, indem z. B. merkwürdige Baudenkmale, unter Beigabe von Abbildungen, beschrieben, und Mittheilungen aus der Geschichte der Baukunst gemacht würden. Englische Fachblätter, wie die „Building News“, der „Architect“, der „Builder“ sind längst auf diesem Wege vorgegangen und stehen auf solider materieller Grundlage, weil denselben, zufolge ihrer allgemeinen, das größere Publicum interessirenden Richtung von allen zum Bauwesen in irgend welcher Art in Beziehung stehenden Geschäftsleuten Inserate zugehen. Zum Unterschiede von den andern Künsten hat eben im Bereiche der Baukunst das Schöne durchweg zugleich praktischen Bedürfnissen, dem Nützlichen zu dienen. So wäre es denn auch für das Publicum, jedenfalls für das bauende, eben so nutzbringend als interessant, wenn von Sachkundigen in öffentlichen Vorträgen, namentlich aber in einem Organ gedachter Art über die verschiedenen Baumaterialien, über die Solidität der Bautheile, Stärke der Mauern, Wände und Decken, über Ventilation, Heizung, Erhellung, Wasserabfluß, Canalisirung, Sicherung gegen Feuersgefahr u. s. w., unter Rücksichtnahme auf die Verschiedenheit der Oertlichkeiten, gehandelt, wenn dem Surrogaten-Unwesen, den constructiven Lügen, überhaupt der immer mehr überhand nehmenden Tendenz, mit möglichst geringen Mitteln möglichst viel zu scheinen, auf das entschiedenste entgegengetreten würde. Nicht

minder wäre in Betracht zu ziehen, was, wenn auch nur mittelbar, auf die Zunftehre, das Standesbewußtsein Bezug hat: so z. B. das Verhältniß der Architekten zu den Bauherren, den Unternehmern, den Lieferanten, dem Dienstpersonal aller Art. Daß bei dem Allem auch das große Publicum interessirt ist, braucht wohl nicht erst dargethan zu werden; aber selbst den Baubeamten, den Stadt- und Kreis-Baumeistern, dürfte es erwünscht sein, wenn nicht die ganze Verantwortlichkeit für alles Bezügliche auf ihnen allein lastete.

Auch das Interesse für Ausstellungen von Bauplänen würde zufolge solcher Aufklärung des Publicums ein allgemeineres und regeres werden. Zur Zeit wissen nur Wenige in dem Durcheinander von Stylisirung sich zurecht zu finden, das Verhältniß der Grundrisse und Durchschnitte zum Ganzen sich klar zu machen, das Nothwendige oder Zweckdienliche vom Ueberflüssigen, Angeflogenen, Falschen zu unterscheiden.

Die mit solchen Ausstellungen meist in Verbindung stehenden Concurrenzen verdienen ebenwohl eine allseitige Beleuchtung. Darüber hier einige Bemerkungen, und zwar auch auf Grund eigenster Erfahrung, da ich mehrmals als Preisrichter mit thätig war. Meines Erachtens führen durchweg nur die auf bereits besonders bewährte Architekten, deren Arbeiten vergütet werden, beschränkten Preisbewerbungen zu einem wahrhaft ersprießlichen Ergebnisse. Von vornherein drängt zwar Alles auf Verallgemeinerung derselben, damit bis dahin verborgen gebliebene Genies zur Geltung kommen können; schließlich aber tritt der Regel nach, abgesehen von den Gekrönten, allseitige Unzufriedenheit ein; jedenfalls wird solche bei weitem überwiegend. Aus naheliegenden Gründen bleiben den allgemeinen Bewerbungen die hervorragendsten Meister fern, sowohl weil sie schon sehr beschäftigt sind, als weil sie ihren Ruf den Chancen eines Schiedsspruches, bei welchem leicht ihnen nicht gleichwerthige Architekten, ja sogar Laien im Baufache den Ausschlag geben, nicht aussetzen wollen; bei den Durchgefallenen, wohl ohne Unterschied, stellt sich Unzufriedenheit, bittere Enttäuschung, nicht selten Muthlosigkeit für alle Zukunft ein. Selbst bei den Siegern ergibt sich mitunter eine mehr oder weniger starke Verstimmung, sei es, weil denselben ihnen nicht zusagende Aenderungen ihrer Pläne angemuthet werden, sei es, weil man ihnen die demnächstige Leitung des Baues vorenthält. Gewisse, Concurrenzen anhaftende

Unzuträglichkeiten könnten ferngehalten werden, wenn ein vor längerer Zeit schon in meiner Schrift: „Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk" (S. 18) gemachter Vorschlag Annahme fände. Derselbe geht dahin, daß vor versammeltem Schiedsgerichte über die schließlich in Frage stehenden Pläne deren Verfertiger gehört und zu wechselseitiger Kritik derselben veranlaßt würden. Solchergestalt träten deren Vorzüge und Schwächen am sichersten zu Tage und auch weniger sachkundigen Preisrichtern wäre ein gerechter Ausspruch möglich gemacht. Zu meiner Freude ersah ich jüngst aus einem Prachtbuche von Viollet-le-Duc: „Histoire d'un Hôtel de ville et d'une Cathédrale" (S. 98 ff.), daß zu Anfang des 13. Jahrhunderts bei einer Preisbewerbung zu einer für Clusy projectirten Kathedrale nach jener Methode mit bestem Erfolge verfahren worden ist; auch noch anderwärts in Frankreich und in Spanien ist dieselbe zur Anwendung gekommen.

Ein genossenschaftliches Zusammenwirken der deutschen Architekten hat sich bis jetzt nur durch von Jahr zu Jahr abgehaltene General-Versammlungen einer verhältnißmäßig geringen Zahl von solchen kundgegeben. Wie bei allen derartigen Versammlungen nahmen da wechselseitige Begrüßungen, Festessen, Besichtigungen und Ausflüge nicht wenig Zeit in Anspruch, so daß es unmöglich war, über die bestehenden Schäden und über die Mittel zur Abhülfe, überhaupt über eine bestimmte Richtung nach einem festen Ziele hin sich zu verständigen. Es gilt dies insbesondere auch hinsichtlich der Stylfrage, im weitesten Sinne dieses Wortes. Hat doch, wie es fast scheint, in einer Art von Verzweiflung in Bezug auf deren Beantwortung, bei der Concurrenz zum Zwecke der Errichtung eines Reichsjustizgebäudes in Leipzig die Jury, auf jedwede Stylisirung verzichtend, einem Plane den Preis zuerkannt, welcher sich lediglich durch eine zweckmäßige Anordnung der innern Räume empfahl! Kein Wunder, daß demzufolge das Stylisiren mehr und mehr Sache der Putzer wird, wie dies auch bei den Neubauten in Köln sich zeigt, wo vor wenig Jahren noch die jämmerlichen Scheinconstructionen von Erkern und Balconen, sowie das Bekleben der Façaden mit gebackenen oder angeputzten Zierstücken zu den Seltenheiten gehörte.

Wie sehr die Stylfrage sich noch immer in der Schwebe befindet, ist u. a. so recht bei der im August 1884 in Stuttgart abge-

haltenen Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure hervorgetreten. Bei den dort stattgefundenen Verhandlungen ließ sich, wie der vor mir liegende Bericht über dieselbe besagt, der Professor Hubert Stier aus Hannover als entschiedener Befürworter der „deutschen Renaissance" vernehmen, die allen Gebieten der Form in vollem Maße Rechnung getragen, das „ganze gothische Gerüst" belassen, als vaterländischer Styl auch „Gründe des Herzens" für sich habe. Zugleich warnte er indeß vor der, schon bald nach deren Auftreten in dieselbe eingedrungenen Vorliebe für das Barocke, Fratzenhafte, Abenteuerliche, wodurch sie ihres größten Reizes, der schlichten Einfachheit, verlustig geworden sei. Ueberdies fügte der Redner die Einschränkung hinzu, daß dieselbe nur als Styl des Wohnhauses, im weitesten Sinne dieses Wortes, sich empfehle. Ob er etwa für Monumentalbauten den gothischen Styl als den geeignetsten gelten ließ, darüber gibt jener Bericht keine Auskunft. Allem Anscheine nach war dies nicht der Fall, da Herr Stier sich anerkennend über die bisherige Bewegung aussprach, deren „Endziel die vollständige Kenntniß der ganzen baugeschichtlichen Formenwelt und ihre Beherrschung in der Uebertragung derselben auf die gestellten Aufgaben" sei, er sich auch ausdrücklich dagegen verwahrte, der Versammlung die Feststellung bestimmter Sätze über die Stylfrage zumuthen zu wollen.

Wohl im Hinblick darauf, daß die Erfahrung schon mehr als zureichend gelehrt hat, wie die Warnung des Professors Stier vor dem Barocken, Fratzenhaften, Willkürlichen unbeachtet bleibt, vielleicht auch von der gewiß richtigen Ansicht ausgehend, daß das Studiren und Sichten aller Bauformen der Vergangenheit die Kraft selbständigen Schaffens lähmt, den Muth zu solchem niederdrückt, trat ein folgender Redner, von Salvisberg, dem von Professor Stier Ausgeführten entgegen. Es verschmähend, das Wort „deutsch" als nationales Feigenblatt der Renaissance vorzuhalten, brachte er frischweg eine Anlehnung an unsere westlichen Nachbarn in Vorschlag, sowie zu diesem Ende die Gründung einer Anstalt zu Paris, in welcher deutschen Künstlern das Studium der französischen Kunst leicht gemacht werde. Auf den ersten Blick mag dieser Vorschlag sehr auffallend erscheinen, Anstoß erregen; zieht man aber in Betracht, daß bisheran unsere deutschen Architekten, wenigstens die für die höhern Gesellschaftsschichten arbeitenden, thatsächlich alle Schwan=

kungen der französischen Mode=Architektur mit durchgemacht haben, so erscheint derselbe in einem viel mildern Lichte; der durch den Vorschlag bekundete Freimuth verdient jedenfalls Anerkennung.

Auf die im Eingange des gegenwärtigen Abschnitts gestellte Frage zurückkommend, darf ich nunmehr wohl mit allem Fug sagen, daß wir noch sehr weit davon entfernt sind, irgend einem, nach der Beseitigung des mittelalterlichen in die Erscheinung getretenen Baustyle den Vorzug vor jenem zuerkennen zu müssen, daß auch das Erstehen eines solchen jedenfalls in unabsehbarer Ferne liegt.

Demnach möchte es wohl, falls man nicht das Stylisiren schlechthin in's Freie fallen lassen und so eine Art von Styl=Fasching zuwege bringen will, wie es die oben beregte Stimme in der „Deutschen Revue" anräth, das Empfehlenswertheste sein, einfach der Gothik sich wieder zuzuwenden, derselben allseitig und gründlich sich zu befleißigen. In Bezug auf das Wohnhaus hat Herr Stier, unter dem Beifall seiner Zuhörer, im Allgemeinen sich als dazu geneigt befinden lassen, indem er „das gothische Gerüst" als einen Hauptvorzug der von ihm patronisirten Frührenaissance bezeichnete. Warum aber, frage ich, dieses Gerüst mit Zuthaten umkleiden, die bald der Antike, bald den Italienern, bald den Franzosen der Neuzeit entlehnt sind oder ein Gemisch von solchen darstellen? Eine sklavische Nachahmung von Mittelalterlichem verdient nicht den Namen einer Kunstübung; warum aber nicht, frage ich weiter, aus den Grundprincipien der Gothik heraus dem Wesen, den Bildungsgesetzen derselben und zugleich dem jedesmaligen Bedürfniß entsprechende Formen entwickeln, wie es während mehr als drei Jahrhunderten in den verschiedensten Ländern mit bestem Erfolge geschehen ist, ohne daß darunter deren Fortbildungsfähigkeit gelitten hätte? Im Sprunge kann unser vaterländisches Bauwesen keinesfalls dahin zurückgelangen, weil das Beherrschen jener Bildungsgesetze eine Meisterschaft erheischt, wie sie zur Zeit nicht Vielen eigen ist. Aber schon das bloße Ausscheiden des Falschen, Unorganischen wird die Stylfrage klären, den Weg zu deren Lösung hin wesentlich ebnen. Es gilt nur, das rechte Ziel fest im Auge zu behalten.

Welches nun das rechte Ziel ist, hat der Wiener Ober=Baurath Freiherr Friedrich von Schmidt bei dem die gedachte Stuttgarter General=Versammlung abschließenden Festmahle in einem

Trinksprüche gesagt. Er forderte die Architekten auf, stets deutsch zu bleiben, sinnig und ernst, so daß der Charakter des deutschen Volkes sich überall erblicken lasse. — Mögen dessen Fachgenossen diesen Spruch meines verehrten Freundes, welchem ich von Herzen zustimme, sich stets gegenwärtig halten und vor Allem solches bethätigen?



William Shakespeare, insbesondere sein Verhältniß zum Mittelalter und zur Gegenwart. (Separat-Abdruck aus den „Zeitgemäßen Broschüren" . 7. Bd. 9. u. 10. Heft.)
1871. 50 S. 8°. Preis 60 Pf. Münster, Russell.

Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Dritte umgearbeitete Ausgabe. 1860. 162 S. Lex.-8°. Preis M. 2,50. Fr. Lintz' Verlag in Trier.

Math. Merian und seine Topographien. Einleitung zu den mittelalterlichen Bauwerken nach Merian, gezeichnet von V. Statz. Mit Bildtafeln. Preis M. 3,00. T. O. Weigel in Leipzig. 1856.

Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst. Nebst einem Titelkupfer, 31 Tafeln mit 125 Abbildungen. 1854. 142 S. gr. 8°. Preis 3 M. T. O. Weigel in Leipzig.

Vermischte Schriften über christliche Kunst. Nebst 8 Tafeln mit Abbildungen. 1856. 594 S. gr. 8°. Preis 10 M. T. O. Weigel in Leipzig.

Phrasen und Schlagwörter. 3. Auflage. gr. 16°. (XVI, 180 S.) 1872. Preis M. 1,35. Paderborn. Ferd. Schöningh.

Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst. Aus Veranlassung der an das preuß. Abgeordneten-Haus gelangten Künstler-Petitionen. 1863. 128 Seiten 8°. Preis Mark 1,05. Ferd. Schöningh in Paderborn.

Georg Gottlob Ungewitter und sein Wirken als Baumeister, zumeist aus Briefen desselben dargestellt. 1866. 240 Seiten 8°. Preis M. 2,40. T. O. Weigel in Leipzig.

Allerlei aus dem Kunstgebiete. 1867. 65 S. Lex.-8° mit einer Steintafel. Preis M. 2,50. Theologische Verlags-Anstalt in Brixen.

Die Kunst Jedermanns Sache. gr. 8°. 31 S. 1865. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. Preis 30 Pf.




1818
J. P. BACHEM
BUCHDRUCKEREI
KÖLN
50286